

Königsteiner Offizierbriefe

32 ■ FEBRUAR 1969

● **Königsteiner Offizierbriefe**

Februar 1969

Heft 32

- 3 **Die Kirchen sind kein Klub** Bernd Nellessen
- 5 **Rom-Seminar 1968**
- 5 Was heißt: Credo ecclesiam?
Militäroberpfarrer P. Dr. Eugen Koep
- 16 Geschichte Roms – Geschichte der Kirche
Prof. Dr. Heribert Heinemann
- 24 Unser Tod *Militärdekan Msgr. Alfons Mappes*
- 27 Reform der Kurie – Reform der Kirche
Prof. Dr. Heribert Heinemann
- 38 Splitter, Splittterchen
- 40 **Das Positive an Humanae Vitae**
P. P. Dr. Reginhard Spilker OSB
- 46 **Aus dem KOK**
- 46 Berichte
- 47 Bonner Ausschuß
- 48 Neunte Königsteiner Woche der Besinnung
- 49 **Beiträge zur Diskussion**
- 49 Priestermangel *Helmut Fettweis*
- 51 Der Königsteiner Offizierkreis – eine zeitgemäße
Gemeinschaft? *Dieter Clauss*
- 56 Unsere Mitarbeit *H. F.*
- 58 Sehen verwandelt die Welt *Johannes Cofalke*
- 61 In eigener Sache

Die Kirchen sind kein Klub

Wenn alles, was in den letzten Monaten die Kirchen bewegt und erschüttert hat, mit der vielzitierten heilsamen Unruhe erklärt und entschuldigt werden könnte, wäre die Grenze nicht mehr zu bestimmen, jenseits der sich die Kirchen in Debattierklubs verwandeln.

Zeichen einer heilsamen Unruhe ist gewiß nicht die von „Kirchgängern“ vom Podest gestoßene Christusfigur in der Ruine der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, ist nicht der Polizistenkordon, der den Altar zum Schutz vor Debatlersüchtigen umstellen mußte. Nichts hat es mit heilsamer Unruhe zu tun, wenn in einem evangelischen Gottesdienst über Christus als dem Vorläufer der APO gepredigt und in einer katholischen Kirche über Karl Marx meditiert wird.

Es drängt sich in beiden Kirchen ein Radikalismus vor, dessen Ton vulgär, dessen Absicht lieblos ist und dessen Theologie sich in lauter Soziologismen aufgelöst hat. Mit einer Vermessenheit, fern jeder Demut, wird da postuliert, die absolute Wahrheit gepachtet zu haben. Ein Rückständiger für diese Radikalen, der noch an die leibliche Auferstehung glaubt; ein Finsterling, der ihnen vorwirft, die Politisierung der Kirchen, die sie wollen, sei das Gegenstück zu jener, die Hitler wollte; ein Verklemmter, der noch das Zölibat bejaht; ein Reaktionär, der ihnen ihren Widerspruch ankreidet, den Kirchen einerseits ihr historisches Bündnis von Thron und Altar, ihr Waffensegen, ihr Glockengeläut für Hitler vorzuwerfen, andererseits aber von ihnen zu verlangen, Che Guevara zu verklären und Camilo Torres heiligzusprechen.

Wenn auch die Zahl dieser Aufbegehrenden in umgekehrtem Verhältnis zu ihrer Lautstärke steht – sie gewinnen an Boden, weil die breite Mitte der Christen aus Indifferenz, aus falsch verstandener Toleranz, vielmehr aber noch aus einer inneren Unsicherheit heraus, in die sie der gewaltige Ansturm eines neuen, publizitätsfreudigen Denkens gestoßen hat, nicht mehr selbstbewußt zu reagieren versteht. Kein Wunder, daß sich die Front eines denkfaulen Trotzes verhärtet, daß die Stimmen des Papstes, der Bischöfe oder der Kirchenpräsidenten eher warnend als ermutigend klingen. Der mündige Laie, der vielbeschworene, steht auf schwankendem Boden.

Vergift er das Positive, das beide Kirchen doch auch zuhauf aufzuweisen haben? Nie war die Nähe der Konfessionen so dicht; zentrale Glaubensfragen der einen Konfession sind auch die der anderen. Die Pfingsttage des Jahres 1971 werden dem Land, von dem die Kirchenspaltung ausging, den ersten „Christlichen Kirchentag“ bringen. Verstärkte Kooperation auch auf dem Gebiet der Entwicklungshilfe, ein Welttag des Friedens, an dem zum erstenmal beide Kirchen gemeinsam beten: Es ist doch nicht so, als ob über dem Ungemach, dem Zerstörerischen, der Autoritätsallergie, von der beide Kirchen befallen sind, die Intensität kirchlicher und theologischer Erneuerung vergessen werden dürfte.

Mit Autoritätsverfall hat es gewiß nichts zu tun, wenn weltberühmte Theologen gegen die subtile Inquisition römischer Behörden wettern, wenn Theologiestudenten eine bessere Ausbildung, Vikare einen besseren Status als den eines Schusterjungen fordern, und wenn der Papst auf den geballten Widerspruch zu seiner Eheenzyklika stößt. In solchen Protesten bricht sich der Wunsch nach einer glaubwürdigen Autorität Bahn; nicht der Gehorsam wird aufgekündigt, sondern das Verlangen artikuliert, den Gehorsam aus Freiheit und Einsicht zu vollziehen.

Unrecht haben diejenigen, die im skandalösen Rücktritt des Slegburger Benediktinerabtes Heising eine Quittung sehen, die der katholischen Kirche zu Recht verpaßt worden sei. Es mag viele respektable, persönliche Gründe geben, die es dem Abt nahelegten, als erster deutscher Prälat sub specie publicitatis den Hirtenstab in die Ecke zu stellen. Das Argument, das er als erstes nannte, ein Zeichen wider die Verhärtung kirchlicher Strukturen zu geben, zählt freilich nicht. Man ändert nichts, indem man fahnenflüchtig wird; Änderungen können nur die Folge unablässigen Bemühens sein.

Nur sekundär hat der Autoritätsverfall etwas mit der fraglos vorhandenen Verknöcherung kirchlicher Strukturen zu tun. Seine Ursache ist im Verlust der Transzendenz zu orten, in der Säkularisierung der biblischen Botschaft, die Gott nur noch als Chiffre gelten läßt und Jesus allenfalls zum Revolutionär stempelt, der das Pech hatte, ans Kreuz genagelt zu werden.

Der Auflösung ist nicht mit modischen Gags beizukommen. Es irren die Prediger, die meinen, sie könnten den säkularisierten Zeitgenossen zurückgewinnen, indem sie ihr Tun und das ihrer Kirchen als Dienstleistungsgewerbe und die Taufe als Aktie verkaufen.

In dieser Welt müssen die Kirchen stehen und doch deutlich machen, daß sie nicht von dieser Welt sind. Über die Botschaft, die sie verkünden, kann nicht nach Mehrheitsverhältnissen entschieden werden. Es mag ein Bischof – warum eigentlich nicht? – von Priestern und Volk gewählt, es kann aber nicht über die Auferstehung abgestimmt werden. Nur die Selbstsicherheit der Verkündigung und nicht eine Demokratisierung ins uferlose hinein kann den Schrumpfungsprozeß der Kirchen bremsen.

(Abdruck aus „Die Welt“ vom Samstag, dem 4. 1. 1969 mit freundlicher Genehmigung des Autors und des Verlages.)

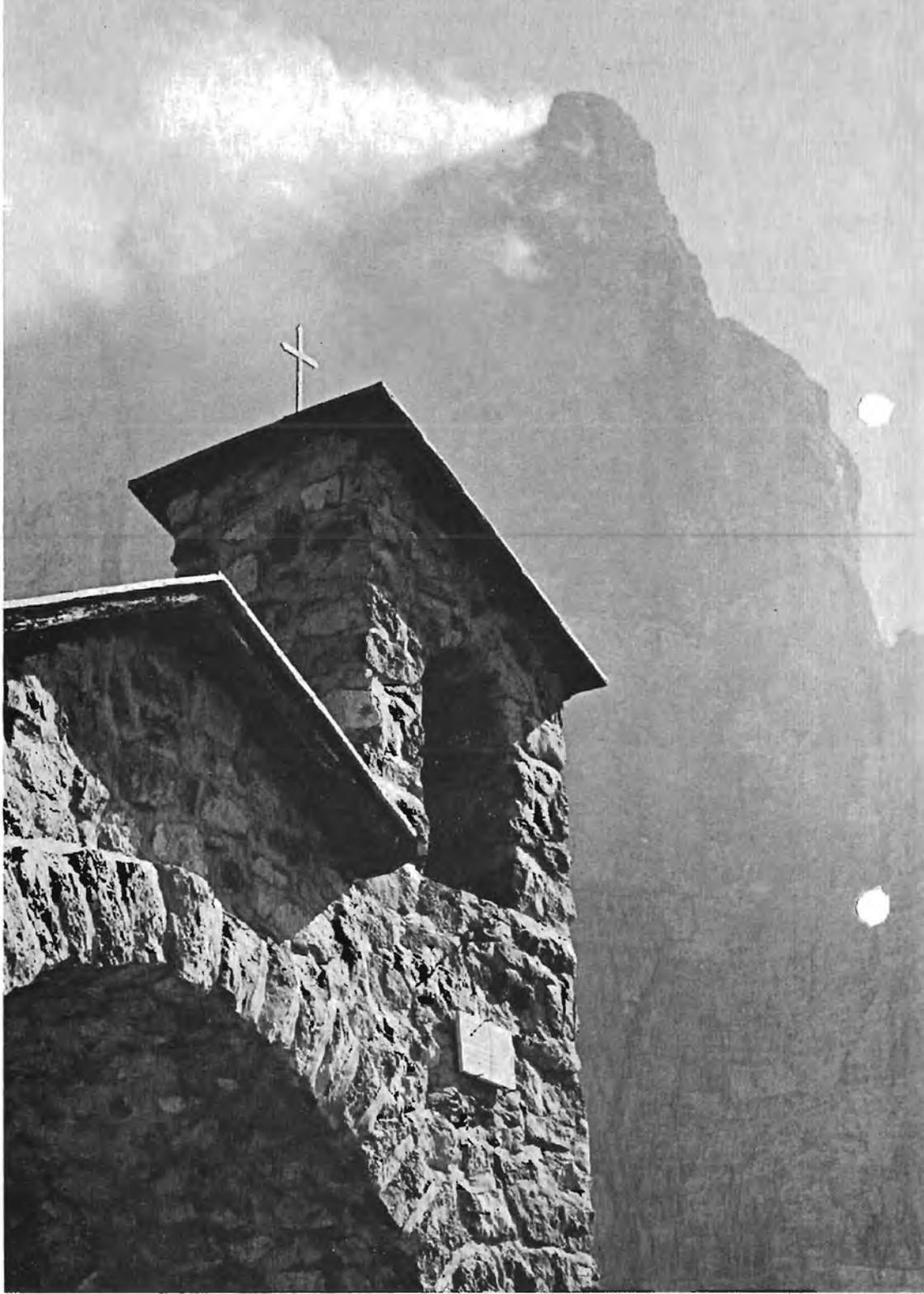
Bilder: Glockenturm in den Alpen, Isola

Bergkapelle in den Dolomiten

Friedenskirche in Meschede

Wallfahrtskirche in Hardenberg-Neuiges





Rom-Seminar 1968

Römische Impressionen von Jürgen Bringmann, der lebendige Bericht über das Rom-Seminar 1968, hat eine Anzahl von Lesern veranlaßt, die Redaktion zu bitten, noch mehr über die geistigen Fragen, mit denen sich dieses Seminar befaßt hat, zu berichten.

Mit der nachfolgenden Zusammenstellung soll versucht werden, einen Teil dieser Wünsche zu erfüllen.

Militäroberpfarrer Dr. Eugen Koep

Was heißt: Credo ecclesiam?

Skizze der Meßansprachen während des „Rom-Seminars“

I. Wesen und Weg der Kirche

Einleitung: Rom, die Lateran-Basilika, weisen aus ihrer geschichtlichen Vergangenheit hin auf die Geschichtlichkeit der Kirche.

Die historische Person und das geschichtliche Heilshandeln Christi stehen in unmittelbarer Kontinuität mit der alttestamentlichen Heilsgeschichte und sind zugleich Beginn der letzten Phase, der „Zeit der Kirche“, die als das pilgernde Volk Gottes zwischen Menschwerdung und Wiederkunft Christi Ausschau hält nach dem Kommen des Reiches Gottes, in dem alles Heil vollendet und offenbar wird.

A. Wer über die Kirche heute sprechen will, muß ausgehen von der dogmatischen Konstitution über die Kirche, Herz- und Kernstück des Vat. II, in der die Kirche sich auf sich selbst besinnt, um sich zu erneuern.

1. Über das Geheimnis der Kirche (1. Kapitel)

Geheimnis bedeutet nicht das Dunkle, Nebelhaftes, Unverständliche, sondern im Gegenteil die eigentliche Tiefe und wahre Wirklichkeit der Kirche, zu der nur der Glaube Zugang hat: Der lebendige liebende Gott ist in der Person Jesu in diese Welt eingetreten, um alle Menschen an seinem Leben, seiner Liebe, seiner göttlichen Natur Anteil nehmen zu lassen.

(Ki = Dogmatische Konstitution über die Kirche, Nr. 2: „Der Ewige Vater hat beschlossen, die Menschen zur Teilhabe an seinem eigenen göttlichen Leben zu erheben.“)

2. Bibel und Konzil sprechen das Geheimnis der Kirche in Bildern aus. (Ki Nr. 6).

So handelt das zweite Kapitel von der Kirche als Volk Gottes.

a) Die Kirche ist also nicht eine hierarchische Institution, in der die Laien Objekte der Seelsorge sind, sondern alle sind Subjekte: aktive verantwortliche Glieder, wenn auch mit unterschiedlichen Dienstfunktionen in der Kirche.

b) Was vom alttestamentlichen Gottesvolk ausgesagt wird, gilt auch vom Volk Gottes des Neuen Bundes: Verfolgungen, Prüfungen, Schwachheiten, Stillstand, Irrwege, Abfall; aber auch Sehnsucht nach dem verheißenen Land, Heimweh in der Gefangenschaft nach Gott, Aufbruch.

(Ki Nr. 9: „So hat Gott sich das Volk Israel zum eigenen Volk erwählt und hat mit ihm einen Bund geschlossen und es Stufe für Stufe unterwiesen. Dies tat er, indem er sich und seinen Heilsratschluß in dessen Geschichte offenbarte und sich dieses Volk heiligte. Dies alles aber wurde zur Vorbereitung und zum Muster jenes neuen und vollkommenen Bundes, der in Christus geschlossen, und der volleren Offenbarung, die durch das Wort Gottes selbst in seiner Fleischwerdung überbracht werden sollte.“)

B. Das Gottesvolk ist die Kirche der Sünder und der Heiligen.

1. Die im Leben und in der Geschichte der Kirche erfahrbare Sündhaftigkeit und ihr Anspruch auf Heiligkeit haben in ihrem scheinbaren Widerspruch immer wieder zu Auseinandersetzungen mit Richtungen geführt, die durch den Ausspruch Tertullians gekennzeichnet sind:

„Die Großkirche ist nicht die wahre Kirche des Geistes, sondern ein Hurenhaus, weil sie die Ehebrecher nicht für immer aus ihrer Gemeinschaft ausschließt.“

(Vgl. Montanismus und Donatismus in der Frühkirche, die Katharer, Fraticelli und Hussiten des Mittelalters bis hin zu den Reformatoren des 16. Jahrhunderts und dem späteren Jansenismus.)

Das Erlebnis der unheiligen Kirche spielt auch für den einzelnen Gläubigen in der inneren Auseinandersetzung mit seinem Glauben eine nicht unbedeutende Rolle.

Die Kirche der Sünder: Geoffenbarte Wahrheit.

Kirche: als geschichtliche Leibhaftigkeit Christi in dieser Welt.

Sünder: der Mensch, der fern von Gott lebt und in der Gefahr des endgültigen Verderbens steht.

Geoffenbarte Wahrheit: Gleichnisse: das Netz mit guten und schlechten Fischen, das Unkraut im Weizen, das Hochzeitsmahl mit Teilnehmern ohne Hochzeitskleid.

Die Sünde in der Kirche ist der verhüllende Widerspruch zum eigenen Wesen der Kirche, zu ihrer Heiligkeit.

2. „Gott allein ist heilig.“

Die Heiligkeit Gottes besagt zunächst nicht seine sittliche Vollkommenheit, sondern seinsmäßig seine radikale Verschiedenheit von allem, was nicht Gott ist.

Diese Andersheit Gottes wirkt sich in seinem Wollen und Handeln aus, so daß Gott auch im sittlichen Sinn unendlich gut und liebend ist und das in sich Unfaßbare und Ungreifbare uns ergreift und umfaßt. Denn die heiligmachende Gnade ist nicht eine geschaffene Gnade, sondern sich selbst schenkt uns Gott.

Diese Teilnahme an der göttlichen Natur ist unsere seinsmäßige Heiligkeit, die uns Kraft gibt, das Leben Gottes zu leben in Glaube, Hoffnung und Liebe.

Die Kirche ist heilig in ihrem Ursprung (Christus), in ihren Heilmitteln (Wort Gottes und Sakramente), in ihrem Ziel (Teilnahme am göttlichen Leben), heilig sind alle Glaubenden und Liebenden.

Das 5. Kapitel der Kirchen-Konstitution handelt ausschließlich von der „allgemeinen Berufung zur Heiligkeit in der Kirche“. Nr. 39 und 40 spricht von der Berufung aller zur Heiligkeit.

„Es ist Gegenstand des Glaubens, daß die Kirche, deren Geheimnis die Heilige Synode vorlegt, unverlierbar heilig ist. Denn Christus, der Sohn Gottes, der mit dem Vater und dem Geist als ‚allein Heiliger‘ gefeiert wird, hat die Kirche als seine Braut geliebt und sich für sie hingegeben, um sie zu heiligen (vgl. Eph 5,25–26), er hat sie als seinen Leib mit sich verbunden und mit der Gabe des Heiligen Geistes reich beschenkt zur Ehre Gottes. Daher sind in der Kirche alle, mögen sie zur Hierarchie gehören oder von ihr geleitet werden, zur Heiligkeit berufen gemäß dem Apostelwort: ‚Das ist der Wille Gottes, eure Heiligung‘ (1 Thess 4,3; vgl. Eph 1,4). Diese Heiligkeit der Kirche tut sich aber in den Gnadenfrüchten, die der Heilige Geist in den Gläubigen hervorbringt, unaufhörlich kund und muß das tun. Sie drückt sich vielgestaltig in den einzelnen aus, die in ihrer Lebensordnung zur vollkommenen Liebe streben und die anderen erbauen.“

„40. Jesus der Herr, göttlicher Lehrer und Beispiel jeder Vollkommenheit, hat die Heiligkeit des Lebens, deren Urheber und Vollender er selbst ist, allen und jedem einzelnen seiner Jünger jeden Standes gepredigt: ‚Seid also vollkommen, wie auch euer Vater im Himmel vollkommen ist‘ (Mt 5,48). Allen hat er den Heiligen Geist gesandt, daß er sie innerlich bewege, Gott aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele, aus ganzem Gemüt und aus ganzer Kraft zu lieben (vgl. Mk 12,30), und einander zu lieben, wie Christus sie geliebt hat (vgl. Jo 13,34; 15,12). Die Nachfolger Christi sind von Gott nicht kraft ihrer Werke, sondern auf Grund seines Gnadenbeschlusses berufen und in Jesus dem Herrn gerechtfertigt, in der Taufe des Glaubens wahrhaft Kinder Gottes und der göttlichen Natur teilhaftig und so wirklich heilig geworden. Sie müssen die Heiligkeit, die sie empfangen haben, mit Gottes Gnade im Leben festhalten und vervollkommen. Vom Apostel werden sie gemahnt zu leben, ‚wie es Heiligen geziemt‘ (Eph 5,3), und ‚als von Gott erwählte Heilige und Geliebte herzliches Erbarmen, Güte, Demut, Milde, Geduld‘ anzuziehen (Kol 3,12), und die Früchte des Geistes zur Heiligung zu erwerben (vgl. Gal 5,22; Röm 6,22). In vielem aber fehlen wir alle (vgl. Jak 3,2) und bedürfen deshalb ständig der Barmherzigkeit Gottes und müssen täglich beten: ‚Vergib uns unsere Schuld‘ (Mt 6,12).

Jedem ist also klar, daß alle Christgläubigen jeglichen Standes oder Ranges zur Fülle des christlichen Lebens und zur vollkommenen Liebe berufen sind. Und durch diese Heiligkeit wird auch in der irdischen Gesellschaft eine menschlichere Weise zu leben gefördert. Zur Erreichung dieser Vollkommenheit sollen die Gläubigen die Kräfte, die sie nach dem Maß der Gnadengabe Christi empfangen haben, anwenden, um, seinen Spuren folgend und seinem Bild gleichgestaltet, dem Willen des Vaters in allem folgsam, sich mit ganzem Gemüt der Ehre Gottes und dem Dienst des Nächsten hinzugeben. So wird die Heiligkeit des Gottesvolkes zu überreicher Frucht anwachsen, wie es die Kirchengeschichte durch so viele Heiligenleben zeigt.“

In Nr. 41 wird die Heiligkeit in den verschiedenen Lebensarten und -aufgaben dargestellt. U. a.:

„Die christlichen Eheleute und Eltern müssen auf ihrem eigenen Weg in treuer Liebe das ganze Leben hindurch einander in Gnade ertragen und die von Gott in Liebe empfangenen Kinder mit den christlichen Lehren und den Tugenden des Evangeliums erfüllen. So geben sie allen das Beispiel einer unermüdlichen und großmütigen Liebe, sie bauen die Bruderschaft der Liebe auf, sind Zeugen und Mitarbeiter der fruchtbaren Mutter Kirche, zum Zeichen und in Teilnahme jener Liebe, in der Christus seine Braut geliebt und sich für sie hingegeben hat.“

Von der entscheidenden Bedeutung der Liebe für die Heiligkeit handelt Nr. 42:

„Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm' (1 Jo 4,16). Gott aber gießt seine Liebe in unseren Herzen aus durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist (vgl. Römi 5,5). Daher ist die erste und notwendigste Gabe die Liebe, durch die wir Gott über alles und den Nächsten um Gottes willen lieben. Damit aber die Liebe wie ein guter Same in der Seele wachse und Frucht bringe, muß jeder Gläubige das Wort Gottes bereitwillig hören und seinen Willen mit Hilfe seiner Gnade in der Tat erfüllen, an den Sakramenten, vor allem der Eucharistie, und an den gottesdienstlichen Handlungen häufig teilnehmen und sich standhaft dem Gebet, der Selbstverleugnung, dem tatkräftigen Bruderdienst und der Übung aller Tugenden widmen. Denn die Liebe als Band der Vollkommenheit und Fülle des Gesetzes (vgl. Kol 3,14; Röm 13,10) leitet und beseelt alle Mittel der Heiligung und führt sie zum Ziel. Daher ist die Liebe zu Gott wie zum Nächsten das Siegel des wahren Jüngers Christi.“

C. In der dialektischen Spannung zwischen sündhaft und heilig wandert das pilgernde Gottesvolk der V o l l e n d u n g entgegen.

Der „endzeitliche Charakter der pilgernden Kirche“ ist Thema des Kapitels 7 der Kirchen-Konstitution:

„48. Die Kirche, zu der wir alle in Christus Jesus berufen sind und in der wir mit der Gnade Gottes die Heiligkeit erlangen, wird erst in der himmlischen Herrlichkeit vollendet werden, wenn die Zeit der allgemeinen Wiederherstellung kommt (Apg 3,21). Dann wird mit dem Menschen-

geschlecht auch die ganze Welt, die mit dem Menschen innigst verbunden ist und durch ihn ihrem Ziele entgegengeht, vollkommen in Christus erneuert werden (vgl. Eph 1,10; Kol 1,20; 2 Petr. 3,10–13).

Christus hat, von der Erde erhöht, alle an sich gezogen (vgl. Jo 12,32 griech.). Auferstanden von den Toten (vgl. Röm 6,9), hat er seinen lebendigmachenden Geist in die Jünger hineingesandt und durch ihn seinen Leib, die Kirche, zum allumfassenden Heilssakrament gemacht. Zur Rechten des Vaters sitzend, wirkt er beständig in der Welt, um die Menschen zur Kirche zu führen und durch sie enger mit sich zu verbinden. Mit seinem eigenen Leib und Blut nährt er sie und macht sie seines verherrlichten Lebens teilhaft. Die Wiederherstellung also, die uns verheißen ist und die wir erwarten, hat in Christus schon begonnen, nimmt ihren Fortgang in der Sendung des Heiligen Geistes und geht durch ihn weiter in der Kirche, in der wir durch den Glauben auch über den Sinn unseres zeitlichen Lebens belehrt werden, bis wir das vom Vater uns in dieser Welt übertragene Werk mit der Hoffnung auf die künftigen Güter zu Ende führen und unser Heil erwirken (vgl. Phil 2,12).

Das Ende der Zeiten ist also bereits zu uns gekommen (vgl. 1 Kor 10,11), und die Erneuerung der Welt ist unwiderruflich bestimmt und wird in dieser Weltzeit in gewisser Weise wirklich vorausgenommen. Denn die Kirche ist schon auf Erden durch eine wahre, wenn auch unvollkommene Heiligkeit ausgezeichnet. Bis es aber einen neuen Himmel und eine neue Erde gibt, in denen die Gerechtigkeit wohnt (vgl. 2 Petr 3,13), trägt die pilgernde Kirche in ihren Sakramenten und Einrichtungen, da sie zu dieser Weltzeit gehören, die Gestalt dieser Welt, die vergeht. Sie verweilt in der Schöpfung, die bis jetzt noch seufzt und in Wehen liegt und die Offenbarung der Kinder Gottes erwartet (vgl. Röm 8,19–22).“

Der Ausblick auf die Vollendung darf keine Flucht aus der Gegenwart in die Zukunft sein, sondern ist Beschwörung der Zukunft als Kraft für die Bewältigung der Gegenwart.

Schluß. Eucharistie: „Wir verkünden (jetzt) den Tod des Herrn (Vergangenheit), bis er wiederkommt (Zukunft).“ Vergangenheit und Zukunft werden in der Eucharistie gegenwärtige Wirklichkeit, damit wir das für jetzt richtig Erkante mit Christi Kraft schaffen.

II. Der Glaube

Einleitung: Allerseelen in der Domitilla-Katakombe

Die ersten Christen Roms fanden sich hier ein, um an den Gräbern ihrer Verstorbenen zu beten und über den Gräbern ihrer Märtyrer die Eucharistie zu feiern. Die Märtyrer bezeugten durch die Hingabe ihres Lebens in heroischer und vollendeter Weise ihren **G l a u b e n**.

A. Was ist der Glaube?

Vorbemerkung: Glaube als intellektueller Akt, als Fürwahrhalten einer Reihe von Wahrheiten auf Grund göttlicher Autorität ist unzureichend, um den Lebenswert des Glaubens darzustellen.

1. Blick in das menschliche Leben: Zwischen Liebenden besagt Glauben: Vertrauen, ganzheitliches Ja des Liebenden zur ganzen geliebten Person.

2. Der personale Charakter des Glaubens in der Heiligen Schrift

a) A. T.: Fünf Wortstämme weisen hin auf eine personale Wechselbeziehung zwischen Gott und dem Glaubenden, der „sich an Gott festmacht“, Ihm „vertraut“, wodurch seine ganze Existenz erlaßt und bestimmt wird.

b) N. T.: Vertiefung und Konzentrierung dieses personalen Glaubens:

Bei den Synoptikern heißt glauben, der sich in Jesus offenbarenden Macht Gottes vertrauen.

Bei Paulus: Glaubensgehorsam, Hören, Hinhorchen auf Gott. Bei Johannes: Christus, das menschengewordene Wort Gottes, besagt von seiten Gottes seine Selbstmitteilung in Christus an den Menschen; und für den Menschen eine neue Existenzweise in Gehorsam, Hoffnung und Liebe.

3. Das Wort darf nicht nur intellektualistisch als Mittel zur Wissensübertragung aufgefaßt werden; es gibt Worte zwischen Personen, die nicht Wissen vermitteln, sondern aus dem Inneren der Person kommen und die Person des Hörenden innerlich verwandeln: Worte der Liebe, der Freundschaft, des Glückwunsches, der Anteilnahme. Gottes Wort ist wesensmäßig personaler Akt und besagt schon im A. T. Kundgebung seiner Gegenwart. Im N. T. ist die Gegenwart Gottes unter den Menschen in nicht überbietbarer Weise durch das fleischgewordene Wort bewirkt.

Wenn das Wort innerste Lebensmitteilung an den Menschen bewirkt, kann der Glaube als Antwort des Menschen nur in der personalen, totalen Übereignung an Gott bestehen.

Augustinus: Est credendo amare, est credendo diligere, credendo in eum ire, suis membris incorporari (durch Glauben Gott zugetan sein, durch Glauben Gott lieben, durch Glauben in Gott eingehen und ein Leib werden mit seinen Gliedern).

B. Die Form des Glaubens: fides caritate formata: durch die Liebe wird der Glaube geprägt und tätig.

1. Sünde: cor curvatum in seipsum: das in sich verkrümmte und verkümmerte Herz.

2. Liebe: diffusivum sui: aus ihrem Wesen will die Liebe sich mitteilen, sich verströmen. Deshalb drei Personen in dem einen Gott; deshalb ist Liebe das Motiv für die Erschaffung der Welt und eines jeden Menschen, für die Menschwerdung und für den Heilstod Christi, für seine totale und personale Dahingabe an uns im Opfermahl der Eucharistie.

C. Zum personalen Glauben gehört das objektive Moment hinzu.

1. Das, was wir glauben, ist immer schon vorgegeben durch die Kirche, die Gottes Wort bewahrt und interpretiert.

2. Der Glaube ist kirchenbildend:

Eingliederung in die Gemeinschaft der Glaubenden.

Schluß: „Daran haben wir die Liebe erkannt, daß er für uns sein Leben hingegeben hat; also sind auch wir es schuldig, für unsere Brüder unser Leben hinzugeben“ (1 Jo 3,16).

(Ki Nr. 42 Abs. 2: „Da Jesus, der Sohn Gottes, seine Liebe durch den Einsatz seines Lebens für uns bekundet hat, hat keiner eine größere Liebe, als wer sein Leben für ihn und die Brüder hingibt (vgl. 1 Jo 3,16; Jo 15,13). Dieses höchste Zeugnis der Liebe vor allen, besonders den Verfolgern, zu geben war die Berufung einiger Christen schon in den ersten Zeiten und wird es immer sein. Das Martyrium, das den Jünger dem Meister in der freien Annahme des Todes für das Heil der Welt ähnlich macht und im Vergießen des Blutes gleichgestaltet, wertet die Kirche als hervorragendes Geschenk und als höchsten Erweis der Liebe. Wenn es auch wenigen gegeben wird, so müssen doch alle bereit sein, Christus vor den Menschen zu bekennen und ihm in den Verfolgungen, die der Kirche nie fehlen, auf dem Weg des Kreuzes zu folgen.“)

Wie die Märtyrer aus der Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers die Kraft schöpften, ihr Leben zum Zeugnis des Glaubens hinzugeben, so fordert unser personaler Glaube unseren personalen und totalen Einsatz, unsere dienende Liebe in der Kraft des eucharistischen Opfers.

III. Einheit der Kirche

Einleitung: Die deutsche Nationalkirche dell'Anima, das Grabmal des letzten nichtitalienischen Papstes Hadrian VI. mit der Inschrift: „Es hängt viel davon ab, in welche Zeiten die Bestrebungen auch des edelsten Mannes fallen“ (vergebliches Bemühen des frommen Papstes aus Utrecht in den Jahren 1522/23, die Reform der verrotteten Kurie durchzuführen), weisen uns hin auf die Spaltung der Christenheit, auf die Situation der Kirche in der pluralistischen Gesellschaft.

A. Einheit der Kirche:

Ki Nr. 1: Die Kirche ist in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innerste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit.

1. Damit ist das alte Axiom: extra ecclesiam nulla salus, außerhalb der Kirche gibt es kein Heil (Cyprian, Märtyrerbischof von Karthago, † 258), das in seiner Gefährlichkeit und in seinem Mißbrauch in der Vergangenheit auch heute mißdeutet werden kann, abgelöst durch eine Öffnung der Kirche gegenüber allen Menschen.

2. Daher entwickelt das zweite Vaticanum im 2. Kapitel der Kirchenkonstitution eine neue Konzeption über Kirchengenüßigkeit.

(Ki Nr. 13, letzter Absatz: Zu dieser katholischen Einheit des Gottesvolkes, ... sind alle Menschen berufen. Auf verschiedene Weise gehören ihr zu oder sind ihr zugeordnet die katholischen Gläubigen, die anderen an Christus Glaubenden und schließlich alle Menschen überhaupt, die durch die Gnade Gottes zum Heile berufen sind.

a) Ki Nr. 14 handelt von den katholischen Gläubigen.

- b) Ki Nr. 15: Mit jenen, die durch die Taufe der Ehre des Christennamens teilhaft sind, den vollen Glauben aber nicht bekennen oder die Kommunionseinheit unter dem Nachfolger Petri nicht wahren, weiß sich die Kirche aus mehrfachem Grunde verbunden: also alle Getauften gehören zur Kirche Christi.
 - c) Ki Nr. 16: Diejenigen endlich, die das Evangelium noch nicht angenommen haben, sind auf das Gottesvolk auf verschiedene Weise hingeeordnet: auch die Nichtgetauften, die an Gott glauben, können das ewige Heil erlangen.
 - d) Ki Nr. 16: Die göttliche Vorsehung verweigert auch denen das zum Heil Notwendige nicht, die ohne Schuld noch nicht zur ausdrücklichen Anerkennung Gottes gekommen sind, jedoch nicht ohne die Hilfe der göttlichen Gnade das rechte Leben zu erreichen suchen. Also auch die Atheisten, die der Stimme ihres Gewissens folgen, können nach dem allumfassenden Heilswillen Gottes gerettet werden.)
3. Praktische Auswirkung dieser Konzeption in der Kirche: Errichtung der Sekretariate für die Einheit der Christen, für das Gespräch mit den nichtchristlichen Gläubigen, für das Gespräch mit den Atheisten.

B. Einheit der Christen: Ökumenische Bewegung.

Hinweis 1. auf die Bedeutung des Ökumene-Dekretes,

- 2. auf das Votum des Erzbischofs Pangrazio von Görz: In den Wahrheiten des Zieles: Dreifaltigkeit, Menschwerdung, Erlösung, Vollendung stimmen alle christlichen Kirchen überein. In den Wahrheiten über die Mittel: Zahl der Sakramente, hierarchische Struktur der Kirche usw. besteht zwischen den christlichen Kirchen noch Verschiedenheit.

C. Äußere und innere Einheit

- 1. Die äußere Einheit: im Glauben, in den Heilsmitteln, in der hierarchischen Ordnung wird offensichtlich am vollkommensten in der katholischen Kirche dargestellt.

Entscheidend ist die innere Einheit der Kirche gemäß Ki Nr. 14 Abschnitt 2:

„Jene werden der Gemeinschaft der Kirche voll eingegliedert, die, im Besitze des Geistes Christi, ihre ganze Ordnung und alle in ihr eingerichteten Heilsmittel annehmen, und in ihrem sichtbaren Verband mit Christus, der sie durch den Papst und die Bischöfe leitet, verbunden sind und dies durch die Bande des Glaubensbekenntnisses, der Sakramente und der kirchlichen Leitung und Gemeinschaft. Nicht gerettet wird aber, wer, obwohl der Kirche eingegliedert, in der Liebe nicht verharret und im Schoße der Kirche zwar ‚dem Leibe‘, aber nicht ‚dem Herzen‘ nach verbleibt.“

- 2. Die innere Einheit mit Gott, die in der Liebe gerade auch zum Andersgläubigen wirksam werden muß, führt zur rechten Toleranz: nicht Duldung, sondern Liebe.

Schluß: Augustinus: *Nemo intrat in veritatem nisi per caritatem* (Niemand kommt zur Wahrheit als nur durch die Liebe).

Hinweis auf die Eucharistie als Sakrament der Einheit: Zwölfapostellehre: „Wie dieses Brot in seinen Körnern über die Hügel zerstreut war und hier wieder vereinigt ist, so möge Deine Kirche, Herr, vereinigt werden von den Enden der Erde“ (cf 1 Kor 10,16/17).

IV. Marienverehrung und Katholizität

Einleitung: Das 8. Kapitel der Kirchen-Konstitution handelt von „Maria im Geheimnis Christi und der Kirche“.

Die Vorgeschichte dieses Kapitels, nämlich die Auseinandersetzung auf dem Konzil über die Frage: eigenes Schema über Maria oder Integrierung der Aussagen über Maria in die Kirchen-Konstitution, weist hin auf die grundlegende Erkenntnis, daß die Gestalt Mariens nicht isoliert werden darf, sondern ihre Bedeutung nur aus ihrer Stellung im Heilsgeschehen richtig erkannt wird, wichtige Voraussetzung, um Fehlformen in der Marienverehrung zu vermeiden.

A. Maria im Geheimnis Christi.

Das Kapitel beginnt mit der Zitation der einzigen marianischen Aussage in den Briefen des heiligen Paulus, Gal 4,4:

„Als die Fülle der Zeit gekommen war, sandte Gott seinen Sohn, von der Frau geboren . . . damit wir die Annahme zu Söhnen empfangen.“

Diese Aussage über die menschliche Mutter Jesu ist typischer Hinweis auf die Menschheit des Herrn.

1. Immer wieder wurden in den ersten christlichen Jahrhunderten christologische Irrtümer durch Aussagen über Maria richtiggestellt.
 - a) Gegenüber dem Dokerismus (Christus hat nur einen Scheinleib angenommen) bekennt die Kirche: Christus hat Fleisch angenommen aus Maria, der Jungfrau.
 - b) Gegenüber den Leugnern der Gottheit Christi wurde hingewiesen auf die Jungfräulichkeit Mariens, die besagt, daß Jesus keinen leiblichen Vater hatte.
 - c) Zur Klärung des Verhältnisses zwischen Gottheit und Menschheit Christi definiert das Konzil von Ephesus 431: Maria ist Gottes Mutter.
2. Die Verwobenheit Mariens mit dem Heilsgeschehen Christi zeigt sich vor allem in ihrer Mitwirkung zur Menschwerdung und zum Erlösungstod des Herrn durch ihr Fiat (Ki Nr. 56).

(„56. Der Vater der Erbarmungen wollte aber, daß vor der Menschwerdung die vorherbestimmte Mutter ihr empfangendes Ja sagte, damit auf diese Weise so, wie eine Frau zum Tode beigetragen hat, auch eine Frau zum Leben beitrüge. Das gilt in erhabenster Weise von der Mutter Jesu, die das Leben selbst, das alles erneuert, der Welt geboren hat und von Gott mit den einer solchen Aufgabe entsprechenden Geschenken begabt worden ist . . . So ist die Adamstochter Maria, dem Wort Gottes zustimmend, Mutter Jesu geworden. Sie umfing den Heilswillen Gottes mit ganzem

Herzen und von Sünde unbehindert und gab sich als Magd des Herrn ganz der Person und dem Werk Ihres Sohnes hin und diente so unter ihm und mit ihm in der Gnade des allmächtigen Gottes dem Geheimnis der Erlösung. Mit Recht also sind die heiligen Väter der Meinung, daß Maria nicht rein passiv von Gott benutzt wurde, sondern in freiem Glauben und Gehorsam zum Heil der Menschen mitgewirkt hat. So sagt der heilige Irenäus, daß sie ‚in ihrem Gehorsam für sich und das ganze Menschengeschlecht Ursache des Heils geworden ist‘. Deshalb sagen nicht wenige der alten Väter in ihrer Predigt gern, ‚daß der Knoten des Ungehorsams der Eva gelöst worden sei durch den Gehorsam Mariens; und was die Jungfrau Eva durch den Unglauben gebunden hat, das habe die Jungfrau Maria durch den Glauben gelöst‘; im Vergleich mit Eva nennen sie Maria ‚die Mutter der Lebendigen‘, und öfters betonen sie: ‚Der Tod kam durch Eva, das Leben durch Maria.‘

57. Diese Verbindung der Mutter mit dem Sohn im Heilswerk zeigt sich vom Augenblick der jungfräulichen Empfängnis Christi bis zu seinem Tod; . . .

58. Ihre Vereinigung mit dem Sohn hielt sie in Treue bis zum Kreuz, wo sie nicht ohne göttliche Absicht stand (vgl. Jo 19, 25), heftig mit ihrem Eingeborenen litt und sich mit seinem Opfer in mütterlichem Geist verband, indem sie der Hinopferung des Schlachtopfers, das sie geboren hatte, liebevoll zustimmte.“)

B. Maria im Geheimnis der Kirche

Maria ist Typus und Vorbild der Kirche: (Ki 63:

„Die Gottesmutter ist, wie schon der heilige Ambrosius lehrte, der Typus der Kirche unter der Rücksicht des Glaubens, der Liebe und der vollkommenen Einheit mit Christus. Im Geheimnis der Kirche, die ja auch selbst mit Recht Jungfrau und Mutter genannt wird, ist die selige Jungfrau Maria vorangegangen, da sie in hervorragender und einzigartiger Weise das Urbild sowohl der Jungfrau wie der Mutter darstellt.“)

- a) Die Bedeutung der Kirche für das Heil aller Menschen ist in Maria personenhaft dargestellt und vorbildlich verwirklicht worden. Maria ist die Ersterlöste und die Höchsterlöste.
- b) Die jungfräuliche Mutterschaft Mariens besagt nach der Glaubensüberlieferung die bräutliche Hingabe an den Erlöser, die zur leiblichen Mutterschaft führt; so auch die Kirche, die in jungfräulicher Brautschaft durch den rein bewahrten Glauben an sein Wort und Tun zur Mutter des Gnadenlebens in allen Gliedern wird.

(Ki 64: „Nun aber wird die Kirche, indem sie Mariens verborgene Heiligkeit betrachtet und ihre Liebe nachahmt und den Willen des Vaters getreu erfüllt, durch die gläubige Annahme des Wortes Gottes auch selbst Mutter: Durch Predigt und Taufe nämlich gebiert sie die vom Heiligen Geist empfangenen und aus Gott geborenen Kinder zum neuen und unsterblichen Leben. Und sie ist selbst auch Jungfrau, da sie das Treuwort, das sie dem Bräutigam gegeben hat, unversehrt und rein bewahrt und in Nachahmung der Mutter ihres Herrn in der Kraft des Heiligen Geistes jungfräulich einen unversehrten Glauben, eine feste Hoffnung und eine aufrichtige Liebe bewahrt.“)

C. Katholizität der Kirche

1. Die mariologischen Aussagen weisen hin auf das typisch katholische „et“ (Gott und Kreatur, Gott und Mensch, Christus und Maria, Kirche und Welt). Im Unterschied zum evangelischen „sola“ (sola scriptura, sola fide, sola gratia: die Schrift allein, der Glaube allein, die Gnade allein). Das katholische „et“ findet seine Begründung 1. in der Erschaffung jeglicher Kreatur: alles, was ist, ist gut in der Teilnahme am göttlichen Sein. 2. Gott schließt die Kreatur nicht aus, sondern bezieht sie in sein Heilswirken ein.

2. Katholizität (Ignatius von Antiochien † 109) besagt nicht so sehr „umfassend“ im Sinne der Quantität, sondern vielmehr

a) „Fülle der Wahrheit“ (Gott und Welt, Leib und Seele, Mann und Frau, Kirche und Welt).

b) Die Kirche ist das umfassende Heilszeichen für alle und jeden (Kl Nr. 9: „So ist denn dieses messianische Volk, obwohl es in Wirklichkeit nicht alle Menschen umfaßt und gar oft als kleine Herde erscheint, für das ganze Menschengeschlecht die unzerstörbare Keimzelle der Einheit, der Hoffnung und des Heils. Von Christus zur Gemeinschaft des Lebens, der Liebe und der Wahrheit bestellt, wird es von ihm auch als Werkzeug der Erlösung angenommen und als Licht der Welt und Salz der Erde (vgl. Mt 5, 13–16) in alle Welt gesandt.“

„Gott hat die Versammlung derer, die zu Christus als dem Urheber des Heils und dem Ursprung der Einheit und des Friedens glaubhaft anschauen, als seine Kirche zusammengerufen und bestellt, damit sie allen und jedem das sichtbare Heilszeichen dieser heilbringenden Einheit sei. Bestimmt zur Verbreitung über alle Länder, tritt sie in die menschliche Geschichte ein und übersteigt doch zugleich Zeiten und Grenzen der Völker.“)

c) Forderung nach totalem Einsatz im Sinne des Apostolates. Pius XII. spricht in „Corporis Christi mystici“ von dem schauererregenden Geheimnis, daß es Menschen gibt, die ohne unser Gebet und ohne unseren Einsatz nicht gerettet werden können.

Schluß: Das letzte Wort, das wir in der Heiligen Schrift von Maria vernennen, gleichsam ihr geistiges Vermächtnis an uns, lautet: „Alles, was er (Christus) euch sagt, das tuet!“ (Jo 2,6).

Geschichte Roms – Geschichte der Kirche

Reinard Raffalt berichtet in seinem Buch „Concerto Romano“ eine Anekdote aus dem Leben Leos XIII. Ein für einige Jahre am HI, Stuhl akreditierter Diplomat erklärte bei der Abschiedsaudienz, die ihm Leo XIII. bei seinem Abschied gewährte, er habe in den wenigen Jahren, die er in Rom verweilte, Rom kennengelernt. Der Papst habe daraufhin geantwortet, er lebe seit seiner Jugend in Rom, aber er kenne Rom noch immer nicht.

An diese Anekdote sollte jeder Rombesucher erinnert werden. Die Gewalt und Kraft dieser Stadt, ihre Geschichtsträchtigkeit, ihre Bedeutung für das Abendland, das sich das christliche zu nennen pflegt, ihre Bedeutung für Kunst und Wissenschaft, ihre Bedeutung für die Geschichte der Kirche läßt sich nur erahnen, sie läßt sich nur schlecht in menschliche Worte kleiden. Die Überlegungen dieses Themas können deshalb nur bruchstückhaft sein, sie wollen auch auf nichts Weiteres Anspruch erheben.

Geschichte Roms – Geschichte der Kirche? Muß man diese Gegenüberstellung nicht zunächst einmal als fragwürdig empfinden? Wäre die Geschichte der Kirche anders verlaufen, wenn sie sich nicht vom Anfang an mit der Geschichte Roms verbunden hätte? Müßiges Fragen für uns, die wir von den Realitäten der Geschichte auszugehen haben. Wie anders hätte die Geschichte der Kirche verlaufen können, wäre das von der Frömmigkeit gläubiger Juden geprägte Jerusalem oder das der edlen Menschlichkeit und den Fragen nach dem Sinn der Welt geöffnete Athen Mittelpunkt der Christenheit geworden. Müßiges Fragen ohne die Chance einer realen und damit bedeutungsvollen Antwort. Bei allen Überlegungen, warum Rom Zentrum christlichen Glaubens und Hoffens wurde, sollte man dem Herrn der Geschichte ein wenig Raum geben, der seiner Kirche in seinem HI. Geist Beistand und Führung verheißen hat.

In drei Phasen soll versucht werden, die Verbindung der Geschichte Roms mit der Geschichte der Kirche deutlich zu machen. Diese Phasen sind sehr subjektiv, vielleicht nicht einmal typisch, ausgewählt.

Drei Baudenkmäler der Stadt Rom seien der äußere Aufhänger für drei verschiedene und in ihrer Bedeutung unterschiedliche Epochen:

1. Das Forum Romanum
2. Der Glockenturm von Santa Maria Maggiore
3. Das Nationaldenkmal Viktor Emanuels II.

1. Der Versuch eines Rundgangs durch die Geschichte Roms, die auf die Geschichte der Kirche einwirkte, kann nicht anders beginnen als auf dem Forum Romanum, „dem geschichtlichsten Platz der Welt“, wie Curtius sagt, „aber auch dem nachdenklichsten Ort der Vergänglichkeit menschlicher Größe“. Die Gründung Roms reicht in mythische Vorzeit hinaus. Eine Wölfin habe die vom Kriegsgott Mars mit einer Priesterin der Vesta gezeugten Söhne Romulus und Remus aufgezogen. Die Zwillingbrüder seien in

einem Körbchen im Tiber ausgesetzt worden (Moses!). Die Wölfin habe sich ihrer erbarmt. Bei einem Streit der Zwillingbrüder erschlug Romulus den Remus und machte sich zum König über die von beiden gegründete Stadt, die von da an den Namen Rom erhielt. Mythos und geschichtliche Wirklichkeit werden sich hier wie immer im Laufe der Menschheitsgeschichte ein Stelldichein geben. Kehren wir zur Wirklichkeit des Forum Romanum zurück. Über die heilige Straße, die Via Sacra, die über das ganze Forum verläuft, ziehen fromme Prozessionen vorbei an den Tempeln der verschiedenen Gottheiten, vorbei am Tempel des Romulus, dem Tempel der Pax. Vorbei am Tempel der Vestalinnen, die das heilige Feuer hüteten. Römische Legionäre ziehen im Triumph nach ihren Feldzügen über diese Straße; die Triumphbögen eines Septimus Severus oder des Konstantin geben steinerne Kunde von den Siegen der Römer und der damit anschwellenden Macht des Imperium Romanum. Auch nach Kleinasien, auch nach Jerusalem kommen Römer zunächst, wie uns das Alte Testament berichtet, von den Makkabäern in ihrem Kampf gegen hellinistische Einflußnahme und Überfremdung zu Hilfe gerufen (1 Makk 8,17–32), schließlich aber als Besatzungstruppe stationiert, die in dem von Flavius Josephus so genannten jüdischen Krieg im Jahre 70 n. Chr. das Heiligtum der Juden, Jerusalem und seinen Tempel, zerstörte. Im Siegeszug des Titus, der in dem nach diesem Feldherren benannten Triumphbogen auf dem Forum Romanum seine Abbildung erfuhr, wurde der siebenarmige Leuchter aus dem Tempel von Jerusalem mitgeführt. Die Hoffnung Israels, daß das Reich David wieder erstünde, war in Schutt und Asche gesunken. Kein Stein war auf dem anderen geblieben. Die Prophezeiung Christi hatte sich erfüllt (Lukas 19,41–44).

Zur Zeit der Geburt des Herrn steht Rom auf dem Höhepunkt seiner Macht. Die politische Macht Athens und des von ihm mitbeeinflußten Mazedonienreiches ist längst untergegangen. Kein Reich in der damals bekannten Welt kann es wagen, sich neben Rom zu stellen. Das Selbst- und Sendungsbewußtsein der Römer, der Welt die Pax Romana zu bringen, ist ohne Beispiel in der Geschichte. Die Abkürzung SPQR (Senatus Populus Que Romanus – Senat und Volk von Rom) ist Ausdruck für dieses Bewußtsein. Diese Abkürzung tragen römische Legionäre auf ihren Feldzeichen in die Welt hinaus. (Es mutet fast wie ein Witz an, daß dieses Zeichen heute noch auf jedem Kanaldeckel der Stadt Rom wiederzufinden ist.) Diese Abkürzung ist Ausdruck für das Sendungsbewußtsein römischer Bürger. Ein Bürger Roms zu sein, bedeutet sehr viel, wie selbst aus der Apostelgeschichte zu erfahren ist, da der Apostel Paulus bei seiner Auseinandersetzung mit den Juden auf seine Sonderstellung als römischer Bürger hinweist (Apg 22, 25–29; 25,10–12). Auf dem Forum Romanum wird der „Nabel der Welt“ gezeitelt. In dieses Weltreich hinein wird das Evangelium vom Reiche Gottes verkündet. Der erste Nichtjude, von dem uns die Hl. Schrift berichtet, daß er die Taufe empfangen habe, ist Cornelius, ein römischer Hauptmann, stationiert in Cäsarea. „Die Gläubigen aus der Beschneidung (d. h. die vom Judentum kommenden) staunten, daß auch über die Heiden die Gaben des Hl. Geistes ausgegossen wurden“, sagt der Bericht über die Taufe des Cornelius in der Apostelgeschichte (10,45). Erste Begegnung mit einem Vertreter Roms, wenn man das Gespräch des Pilatus mit Christus in diesem Zusammenhang außer acht läßt. Das nachfolgende Apostelkonzil zu Jeru-

salem im Jahre 49 öffnet die Tore für eine weltweite Missionierung, dem Wort des Herrn gemäß, bis an die Grenzen der Erde sein Worte zu verkünden. Die Taufe des Cornelius ist mit ein Anlaß für dieses Apostelkonzil.

Während wir für die Reise des Apostels Paulus nach Rom reiche Berichte im Neuen Testament vorfinden, fehlt von einer Begegnung des Apostels Petrus mit dieser Stadt fast jede Spur. Paulus wird als Gefangener nach Rom geführt, da er als römischer Bürger das Recht für sich in Anspruch nimmt, an den Kaiser zu appellieren in seinem Streit mit den jüdischen Landsleuten. Nach vielerlei Unbilden landet er in Puteoli, dem heutigen Pozzuoli, einer Kleinstadt am Rande Neapels. Interessanterweise sagt die Apostelgeschichte: „Dort trafen wir Brüder“ (Apg 28,14). Nach dem Verständnis der Apostelgeschichte heißt dies: dort trafen wir Christen. Das gleiche wird von Rom berichtet. Auf seinem Weg von Puteoli nach Rom kommen ihm römische Christen entgegen. „Die Brüder dort hatten von uns gehört. Sie kamen uns bis Forum Appii entgegen“ (Apg 28, 15). Eine Ortschaft etwa 60 km südlich von Rom an der Via Appia gelegen. In Rom gibt es also schon eine Christengemeinde oder, sagen wir es vorsichtiger, einige christliche Glaubensbrüder. Woher haben sie die Botschaft des Christentums erhalten? Waren Juden, die nach Rom ausgewanderten, die ersten Verkünder der christlichen Lehre? Waren es römische Soldaten, die nach ihrer Stationierung in Palästina wieder nach Rom zurückgekehrt waren, etwa Leute wie der Hauptmann Cornelius? Wir wissen es nicht. Es bleibt im Dunkel der Heilsgeschichte verborgen. Hat Petrus die ersten Römer für Christus und sein Reich gewonnen? War er lange vor Paulus in Rom gelandet? Hinter diesen Fragen steht eine noch viel entscheidendere. Warum schweigt die Hl. Schrift, vor allem die Apostelgeschichte, die sich doch sehr ausführlich über die Reisen des Apostels Paulus ausläßt, über die Missionsreise des Apostels Petrus nach Rom? War Petrus überhaupt in Rom?

Die Überlieferung der römischen Kirche über Petrus als ihrem ersten Bischof ist seit dem 14. Jahrhundert am schärfsten im 19. Jahrhundert angefeindet worden. In der Gegenwart kann, wie Albert Erhart, der verstorbene Bonner Kirchenhistoriker, sagt, diese Frage als beendet betrachtet werden, und zwar zugunsten der römischen Kirche, wenn auch Sicherheit über manche Einzelheiten nicht mehr erzielt werden kann. Es würde zu weit gehen, wenn in diesem Zusammenhang auf die einzelnen historischen Beweismöglichkeiten dieses Aufenthaltes hingewiesen würde. Nur auf ein Beispiel sei verwiesen, auf den Brief des römischen Bischofs Clemens an die Gemeinde von Korinth. In diesem Brief, der um das Jahr 95 entstanden ist, schreibt Clemens, daß in der Verfolgungszeit „Petrus und Paulus im Erdulden von Qualen und Martern schönstes Vorbild unter uns geworden sind“. Angepielt ist auf die Verfolgung unter Kaiser Nero, eine Verfolgung, die sich nach geschichtlichen Belegen nur auf die Stadt Rom erstreckt hat. Archäologische Zeugnisse sprechen ebenfalls für die Anwesenheit des Apostels Petrus in Rom. Keine der altchristlichen Kirchen, und sei sie noch so sehr von einem Selbstbewußtsein getragen gewesen, etwa Antiochien oder Karthago oder später Konstantinopel hätte es je gewagt, den Anspruch zu erheben, den die Stadt Rom erhob, Ort des Martyriums und Todes des Apostels Petrus zu sein. Die liberale protestantische Theologie, vor allem

angeführt durch Adolf v. Harnack, hat sich mehr als einmal mit dieser Frage beschäftigt. Abschließend stellt Harnack fest, daß der Aufenthalt und Tod des Apostels Petrus in Rom ebensogut bezeugt sind wie andere Tatsachen des alten Christentums.

Die Frage, die sich unwillkürlich aufdrängt, wie dieser galiläische Fischer den Weg in die Welthauptstadt findet, aus welchem Motiv er doch im Grunde in jüdischer Tradition stärker als Paulus Verhaftete diesen Weg ging, läßt sich nicht klären. Es sei denn, wie Albert Erhart sagt, man anerkennt die Vorsehung Gottes und die von ihr bestimmten Zusammenhänge der ganzen Weltgeschichte.

Rom ist Mittelpunkt der Welt. Von hier aus gehen Impulse in das Leben der von Rom eroberten Länder. Römische Verwaltung zieht im Gefolge der Legionäre in die eroberten Länder ein. Römisches Recht wird von den Völkern rezipiert. Wäre es verwunderlich, wenn gerade hier der Herr der Geschichte am Menschlichen ansetzte, um den Menschen seine Botschaft zu künden? In der Verfolgungszeit hören wir die Namen römischer Soldaten, die in Germanien stationiert sind und dort das Zeugnis für die Botschaft Christi mit dem Tod bezahlten. Beispielhaft sei hingewiesen auf die Thebäische Legion, die von Nordafrika, wo sie erste Berührung mit der christlichen Botschaft erhielt, nach Germanien verlegt wurde. Denken wir an Castor in Koblenz, Cassius und Florentinus in Bonn, Gereon in Köln, Viktor in Xanten. Es sind nur wenige Beispiele, und nur auf unsere Heimat begrenzt. Aber überall, wohin römische Legionäre, römische Verwaltungsbeamte und römische Kaulleute kommen, bringen sie auch die Botschaft Christi mit. Man kann ohne Übertreibung sagen, die Geschichte Roms in der Antike wird zur Geschichte des jungen Christentums.

Als dieses Rom in der Zeit der Völkerwanderung zugrunde geht, als die Antike ihr Ende findet, da übernehmen die jungen Völker Germaniens die Aufgabe, Boten des Reiches Gottes zu werden. Was wäre aus der Botschaft Christi geworden, wenn sie nicht in den schon vorbereiteten und fruchtbaren Acker Roms hineingefallen wäre, was wäre aus ihr geworden, wenn sie sich auf Palästina beschränkt hätte? Es ist eine müßige Frage. Christus selbst verlangt die Bereitschaft seiner Apostel, sein Reich zu verkünden bis an die Grenzen der Erde. Die Ausdehnung des römischen Reiches ist zugleich auch die Ausdehnung der im Sinne der Apostelgeschichte verstandenen Weltmission. Rom übernimmt den Vorrang vor allen christlichen Staaten; Rom, Ort des Todes des Apostels Petrus, Rom, in der Folgezeit Bischofssitz, dessen Inhaber das Recht unangefochten für sich in Anspruch nehmen, Nachfolger Petri zu sein.

2. Wir machen einen schnellen Schritt weiter durch die Geschichte der Kirche, durch die Geschichte der Stadt Rom hin zum Glockenturm der Kirche Santa Maria Maggiore. Unser Weg führt vorbei am konstantinischen Zeitalter, das mit der Freiheit der Kirche, die Kaiser Konstantin ihr gab, beginnt, die aber zugleich hinführt zu der engen Verbindung von geistlicher und weltlicher Macht durch das ganze Mittelalter hindurch. Die Verbindung zwischen Papst und Kaiser, die zum Segen und zum Fluch wurde, erinnert sei nur an den Investiturstreit. Welche Bewandnis hat es nun mit dem Glockenturm von Maria Maggiore? Dieser Glockenturm wurde im Jahre 1377 errichtet zur Erinnerung an die Rückkehr der Päpste aus Avignon, dem

„Babylonischen Exil“, wie es die Geschichtsschreibung bezeichnet. Was war der Anlaß für die Trennung von Papst und Rom? In den Auseinandersetzungen zwischen Papst und dem letzten Stauferkaiser hatten sich die Päpste an Frankreich angeschlossen, schließlich standen sie dem Ränkepiel Philipps des Schönen hilflos gegenüber. Mit Papst Bonifaz VIII. war im Jahre 1303 der letzte der mächtigsten Päpste des Hochmittelalters gestorben. Sein Nachfolger, der sich um die Regelung der Verhältnisse zu Frankreich ehrlich bemühte, starb nach einjährigem Pontifikat. Wieder traten die Kardinäle zum Konklave, zur Papstwahl, zusammen. Aber dieses Konklave dauerte nicht weniger als ein Jahr, da man sich auf die notwendige Zweidrittelmehrheit nicht einigen konnte. Um zugleich dem französischen König entgegenzukommen, wählte man den Erzbischof von Bordeaux, der selbst nicht Mitglied des Kardinalkollegiums war. Er gab sich den Namen Klemens V. Er erwies sich nach der Wahl als ein Mann guten Willens. Da er aber die Schwierigkeiten in Rom sah, das durch den Kampf der verschiedenen Adelsparteien gespalten und in Unruhe versetzt war, bat er seine Wähler, zu seiner Krönung nach Lyon zu kommen. Schließlich gab er überhaupt den Gedanken auf, nach Rom zu ziehen. Rom ohne Papst! Die Geschichte Roms, maßgeblich beeinflußt durch den römischen Adel, wird zur tragischen Geschichte der Kirche. Klemens wählte, nachdem er an verschiedenen Orten in Frankreich residiert hatte, schließlich Avignon zu seiner und damit auch eine lange Zeit seiner Nachfolger Residenz. Das tausendjährige Band zwischen Papsttum und Rom war zum Ärgernis der Christenheit gelockert, der Papst in Abhängigkeit zum französischen König geraten.

Die deutschen Kurfürsten quittierten dies, indem sie beim Kurverein zu Rense die enge Verbindung zwischen Papsttum und Kaisertum lösten. Sie erklärten, daß der von der Mehrheit der Kurfürsten Gewählte ohne Ernennung, Bestätigung und Autorität des Papstes den römischen Königstitel trage. Welche Folgen hat doch dieser Schritt der Päpste nach Avignon für die Kirche und welche Folgen sollten sich weiterhin noch ergeben. 70 Jahre blieben die Päpste in Avignon in ihrer „babylonischen Gefangenschaft“. Die Freiheit und die Katholizität der Kirche gerieten in Gefahr. Welches Bild zeigt die Stadt Rom? Ludwig v. Pastor schreibt in seiner Papstgeschichte: „Von den einander feindlichen Adelsgeschlechtern wurde Rom zerrissen. Ganze Stadtteile waren menschenleer. Dreiundvierzig Kirchen waren verlassen. Elf waren völlig zerstört, viele andere ohne Dach, dem Einsturz nahe. Selbst die Hauptbasiliken drohten zu zerfallen. In St. Peter und im Lateran weideten zeitweise die Herden bis zum Altar das Gras.“ Rom war am Rand des Verderbens und glich mehr einer Räuberhöhle als dem Zentrum der Christenheit. In dieser aussichtslos erscheinenden Situation reist ein junges Mädchen nach Avignon, Katharina aus dem Städtchen Siena. Sie verlangt vom Papst nichts anderes, als daß er nach Rom zurückkehre. „Die trostlosen Verhältnisse in Italien und Rom fordern es. In Rom floß das Blut des Hl. Petrus und der zahllosen Martyrer. Roms schönster Schmuck muß der Apostolische Stuhl sein. Nur dort bist Du der freie Vater der Christenheit.“ Ihre feurigen Worte und Mahnungen bestimmen den Papst, Avignon zu verlassen. 1377 zieht Gregor XI. wieder in Rom ein. Das unnatürliche Exil ist zu Ende. Aber die Folgen noch lange nicht. Der Streit zwischen den inzwischen stark gewordenen französischen

Kardinälen und den Italienern führt schließlich zum abendländischen Schisma, in welchem zeitweise drei Männer den Anspruch erhoben, Nachfolger des Hl. Petrus zu sein. Erst das Konzil von Konstanz 1415, das durch das Eingreifen des deutschen Königs Sigismund möglich geworden war, konnte das Schisma beenden. Geschichte Roms – Geschichte der Kirche. Welche verheerenden Folgen hatte der Hader und blutige Streit römischer Adelsparteien, die dem Papst den Mut nahmen, in dieser Stadt zu residieren.

3. Machen wir wieder einen weiten Schritt hin zur Neuzeit der Kirchengeschichte. Gehen wir zum Nationaldenkmal Viktor Emanuels II. Für jeden Rombesucher unübersehbar! In nächster Nähe zum Forum Romanum gelegen, als wolle es die Klammer bilden, von der großen Geschichte der Stadt Rom aus der Antike hin zum Rom der Neuzeit, um damit zugleich Ausdruck zu geben für ein neues Selbstbewußtsein eines Staates, dessen Mittelpunkt Rom ist. Zweifelsohne ist dieses Nationaldenkmal Ausdruck für das erwachende Selbstbewußtsein einer Nation. Nach dem Willen seiner Bauherren sollte es Gegenpol zur Gewalt des Petersdomes sein. Und von hier aus ergibt sich wiederum die Verbindung Geschichte Roms – Geschichte der Kirche.

Der nationalen Einigung Italiens, am Ende des 18. Jahrhunderts beginnend und im 19. Jahrhundert mit voller Kraft aufbrechend, mußte der Kirchenstaat mit Rom als Mittelpunkt im Wege stehen. Es würde zu weit führen, die politischen Hintergründe im einzelnen aufzuweisen, die im Grunde das wechselvolle politische Spiel der europäischen Großmächte nach dem Wiener Kongreß von 1815 wiedergeben. Die Auseinandersetzung zwischen Oberitalien und Österreich führte 1848 in Rom zu einem Putsch des Volkes gegen den Papst, da er den Kirchenstaat gegen Österreich nicht mobil machte. Der Papst mußte aus Rom fliehen. Auf Bitten des Papstes, der sich in Gaeta aufhält, wird Rom von Österreich und Frankreich für den Papst zurückerobert. Der Papst zieht wieder in Rom ein. Aber es wird schon deutlich, daß Rom sich von der Souveränität des Papstes lösen wird. Dem weiteren Spiel der europäischen Diplomatie ist der Papst nicht gewachsen. Die Einigungsbewegung in Italien unter der Führung von Sardinien und Piemont ist unaufhaltsam. 1849 übernimmt Viktor Emanuel, religiös völlig indifferent, die Regierung. An seine Seite tritt Cavour, ein geschickter Staatsmann, der die europäischen Komplikationen für seine Pläne nutzbar macht. Langsam aber unaufhaltsam bröckelt der Kirchenstaat auseinander. Das Programm der nationalen Einigungsbewegung heißt „Freie Kirche im freien Staat“. Der Papst sollte nach diesem Programm souverän dem Rang nach bleiben, aber ohne Land. Viktor Emanuel ließ sich zum König von Italien ausrufen. Der Papst verbot zwar noch die Teilnahme an den angesetzten Wahlen im ganzen Königreich. Gerade das wirkte sich aber im Taumel der Einheitsbegeisterung zu einer Stärkung der radikalen Partei aus. Garibaldi versuchte 1862 einen Handstreich auf Rom mit dem Ruf: „Roma a morte“ – Rom oder Tod. Noch konnte er auf Geheiß Napoleons zurückgehalten werden. Selbst der preußisch-österreichische Krieg von 1866 wirkte sich aus. Österreich mußte im Vertrag von Nikolsburg Venezien an Italien abtreten. In seinem Selbstbewußtsein gestärkt, will Garibaldi erneut Rom erobern. Wiederum stellt sich Napoleon ihm in den Weg und sendet Truppen zur Verteidigung des Kirchenstaates. Der Sieg über Napoleon bei Sedan 1870 im deutsch-französischen Krieg ließ sofort den Gedanken an den

Marsch auf Rom wieder aufleben, da Napoleon nun nicht mehr entgegen-treten konnte. Am 20. September 1870 zieht Garibaldi in Rom ein. Der Papst zieht sich zurück auf das von den Truppen Garibaldis unbesetzt gebliebene Gebiet des Vatikans. Der Quirinal, ehemals Sommerresidenz des Papstes, wird Residenz der Könige. Der Papst, dem zwar im Garantiesetz von 1871 die Souveränität und die ungehinderte Ausübung seines Amtes zugestanden wurde, verwarf dieses Garantiesetz und betrachtete sich hinfort als Gefangener des Vatikans. Die „römische Frage“ entstand, wie sie in der Geschichtsschreibung bezeichnet worden ist. Erst 1929 wird eine Versöhnung erreicht zwischen Papsttum und dem italienischen Staat im sogenannten Lateranvertrag, der zwischen Pius XI. und Mussolini abgeschlossen wurde. Die breite „Straße der Versöhnung“ — Via della Conciliazione — die heute zu den Kolonnaden des Petersplatzes und damit zu den Stufen des Petersdomes hinführt, sollte nach dem Willen Mussolinis Ausdruck für die Lösung der römischen Frage sein. Ende des Kirchenstaates! Rom Hauptstadt des vereinigten Italien. Die Souveränität des Papstes auf ein kleines Gebiet beschränkt, das in kurzen Fußwegen umgangen werden kann. Wiederum ist die Geschichte Roms nicht ohne Einfluß auf die Geschichte der Kirche geblieben. Darf man hier sagen, daß es ein heilsamer Einfluß war? Zwar steht der römische Bischof, der Nachfolger des Hl. Petrus, nicht mehr einem Staat vor, der ihm durch geschichtliche Entwicklungen und Verwicklungen zugefallen war. Das alte „Patronium Petri“, wie es seit der Zeit der Verbindung der Päpste mit dem Frankenreich Pipplns angewachsen ist, war zu Ende. Aber dürfen wir heute nicht zu Recht sagen, daß damit der Hl. Stuhl über politische und diplomatische Interessen herausgewachsen ist, daß der Untergang des päpstlichen Roms zu einer ungeheuren moralischen Aufwertung des päpstlichen Stuhles wurde. Wenn es richtig ist, daß die Anhänger Garibaldis mit der Besetzung Roms den Untergang des Papsttums erreichen sollten, so ist gerade das Gegenteil wahr geworden. Mit Stolz darf die Kirche auf die Inhaber des Stuhles Petri blicken, die in der Zeit, da Rom Hauptstadt Italiens wurde, die Kirche regiert haben. Der Drang Italiens, Rom, das Sinnbild einer reichen Geschichte, Symbol für die Macht einer Nation, wieder zu seiner Hauptstadt zu machen, führt die Geschichte der Kirche in eine neue Zeit, die vielleicht — und das sollte nicht als Überheblichkeit vor der Vergangenheit verstanden werden — wieder deutlicher macht, was Christus in seinem Gespräch vor Pilatus ausdrückt. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt...“ Kirche auf dem Weg zu ihrer eigentlichen Bestimmung, glaubwürdige Verkünderin des Todes, der Auferstehung und der Wiederkunft des Herrn zu sein.

Geschichte Roms — Geschichte der Kirche. Unsere Überlegungen haben drei Epochen der Geschichte Roms und der Kirche herausgestellt. Wir haben uns erinnert an die Siegeszüge römischer Legionäre, die nach dem Sieg des Titus über Jerusalem und nach Zerstörung des Heiligtums des Alten Bundes mit dem Siebenarmigen Leuchter als Beute über die Via sacra des Forum Romanum zogen. Die von hier wieder auszogen nach Germanien und Spanien und wo immer römische Legionäre den Bestand dieses Weltreiches garantierten. Die von Rom aus auch das Christentum und seine Lehre mitnahmen. Vielleicht waren sie in Rom dem Nachfolger Petri begegnet. Was wissen wir? Wir haben uns erinnert an den Niedergang des Papsttums in der Zeit des Avignoner Exils, da die

Stadt Rom, aber auch die Kirche, Spielball in der Hand der Adelparteien und der zum Absolutismus hindrängenden Könige wurde. Wir haben uns erinnert an die Zerstörung des Kirchenstaates, an die römische Frage, die den Papst zum Gefangenen des Vatikans, Rom zur Hauptstadt eines neu geeinten und von seiner Geschichtskraft überzeugten Italiens machte. Die Aussöhnung wurde erst in unserem Jahrhundert erreicht.

Geschichte Roms – Geschichte der Kirche! Ein Baudenkmal sei noch zum Abschluß erwähnt, das unseren Überlegungen, man möchte sagen, steinerne Zeuge ist, das Pantheon. 27 vor Chr. erbaut aus der Sorge, man könne beim Bau der vielen Tempel in Rom die eine oder andere Gottheit nicht berücksichtigt und damit deren Zorn sich zugezogen haben, in christlicher Zeit im Jahre 609 unter dem Titel „Maria ad Martyres, Maria zu den Märtyrern“ geweiht, als man die Gebeine der Blutzugeugen der Verfolgungszeit dort beisetzte, in der Zeit des Avignoner Exils als Festung Zuflucht römischer Adelsfamilien, seit 1870 als Begräbnisplatz der Könige des geeinten Italiens dienend, der Könige, die den Kirchenstaat zerschlugen. Geschichte der Kirche – Geschichte Roms? Lassen wir die Frage, so wie sie gestellt ist, stehen, im Letzten unbeantwortet. Geschichte der Kirche ist immer Geschichte der Menschlichkeit, Abbild ihrer Menschlichkeit, ihrer Diesseitsbezogenheit, aber auch ihrer Bezogenheit auf den Herrn der Geschichte. In der Geschichte der Kirche macht sich das Vollkommene neben dem Unvollkommenen deutlich. Das Paradoxe zwischen dem Schon und dem Noch-Nicht des Reiches Gottes. Geschichte Roms ist nicht nur Geschichte der Heiligen, der Blutzugeugen, der Verkündiger der Heilsbotschaft des Herrn, sondern auch Geschichte der Macht, des Streites und blutigen Haders, kurz Geschichte der Sünde und der Schuld. Das gerade mußte uns Geschichte der Kirche liebenswert machen, weil wir uns selbst darin erkennen.

Unser Tod

Meditation zum Allerseelentag.

Wir haben alle einen Tod.

Wir möchten ihn so gern vergessen. Wir versuchen vielleicht sogar, über ihn zu lachen. Und manchmal sind wir nur sehr still – wie in dieser Stunde. Erinnern Sie sich, wer der erste Tote war, den Sie in Ihrem Leben gesehen haben? Wissen Sie noch, was Sie damals empfanden? Vielleicht waren Sie noch ein kleines Kind, und irgendjemand nahm sie bei der Hand und führte sie an den offenen Sarg; da bekamen Sie Angst – und Sie liefen fort.

Geht es den Menschen heute vielleicht anders? Haben wir nicht alle Angst vor dem Tode? Natürlich ist es ein erschreckender Gedanke, sterben zu müssen; aber wir kommen am Tode nicht vorbei.

Der Tod ist mitten unter uns.

Er hat uns jetzt schon ganz zu eigen. Am Tag, als wir geboren wurden, war schon entschieden, daß wir zu leben hätten, um einmal, ganz gewiß, nur ihm zu sterben, unserem Tod.

Warum aber versuchen wir, dem Tod zu entlaufen, obwohl er jedes Anrecht auf uns hat? Weil wir ihn fürchten. Und warum fürchten wir ihn? Weil wir ihn nicht kennen: nicht ihn, nicht, was er bringt, und nicht die Stunde, in der er kommt. Er schweigt sich aus. Millionen ungezählter Todeszeugnisse zusammen ergeben nur die stumme Klage, daß irgendeiner irgendwann geboren wurde, um zu sterben und wegzugehen, wohin wir ihm nicht folgen können, es sei denn durch den eigenen Tod.

Jeder geht auf seinen Tod zu.

Der Tod ist eine Tatsache, die wir nicht aus der Welt schaffen können. Wir können dem Tod nicht entfliehen; auf unserer Flucht würden wir dem Tod sicher begegnen. „Ausklammern“ läßt sich der Tod nicht. Eine harte und bittere Wirklichkeit, die uns vorgegeben und aufgegeben ist. Ob wir wollen oder nicht – in jeder Stunde unseres Lebens kommen wir unserem Tod näher. Dabei wissen wir nie, wie nahe wir schon unserem Tod gekommen sind. Wir wissen nur, irgendwann werden wir sterben. Wir wissen aber nicht, in welcher Stunde, an welchem Tag, in welchem Jahr.

Jeder stirbt seinen Tod.

Die Todesstunde ist die entscheidende Stunde unseres Lebens. Sie gibt dem Leben das letzte Gepräge. Sie macht Vorläufiges endgültig. Und das Sterben wird unsere letzte Tat sein. Im Sterben sind wir allein, ganz auf uns selbst angewiesen.

Freilich, das Sterben kommt nicht von ungefähr. Wir sterben nicht erst an unserem Sterbetag, wir sterben nicht erst in unserer Todesstunde. Das Sterben tängt viel früher an. „Geburt ist Sterbensanfang“, sagen tief sinnig die Kirchenväter. Wenn aber Geburt des Sterbens Anfang ist, dann ist das Leben von der ersten bis zur letzten Stunde „ein in die Länge gezogenes

Sterben". Unser ganzes Leben steht also im Zeichen des Sterbens, und es stimmt, was auf einem Grabstein im Bregenzer Wald steht: „Gar manchen Tod muß einer sterben, ehe er seinen Tod recht zu sterben vermag.“

Wer und was ist der Tod?

Die Heilige Schrift nimmt den Tod am realsten: er ist die Bedrohung des Menschen. Der Tod wird nicht als notwendige Gesetzmäßigkeit im Lebensrhythmus der Welt gesehen, sondern als ein Getrenntsein vom Leben selbst, von Gott; denn nur in der Gemeinschaft mit Gott ist der Mensch lebensfähig. Der Tod ist also für die Heilige Schrift das Sich-Iosgerissen-Haben des Menschen von Gott in der Sünde. Darin liegt die Unnatur des Todes, daß er durch die Sünde des Menschen in die Welt gekommen ist.

Eine eigene Theologie des Todes findet sich vor allem bei Paulus. Der Apostel deutet das Christusereignis vor allem vom Tode her. Für ihn ist Christus als der Auserwählte und Ersehnte vor allem der Überwinder des Todes und der Todesmächte.

Durch die auf Adam zurückgehende Sünde kam der Tod in die Welt; ihre weltumspannende Macht zeigt sich gerade in der allgemeinen Todesverfallenheit, die durch das Gesetz, das nach dem Willen Gottes das Leben bringen sollte, sich erst in ihrer ganzen Stärke und Unentrinnbarkeit offenbarte. Was das Gesetz nicht vermochte, hat Gott vermocht, indem er seinen Sohn in die Ähnlichkeit des der Sünde verfallenen Fleisches sandte, der den Menschen befreit hat vom Gesetz der Sünde und des Todes.

Als sich Paulus mit der Frage des Todes auseinandersetzte und mit dem, was darauf folgt, erklärte er den Korinthern (1 Kor 15), wie eng die Auferstehung Christi und die Auferstehung der Toten miteinander zusammenhängen:

„Gäbe es keine Auferstehung der Toten, so wäre auch Christus nicht auferweckt worden; wäre aber Christus nicht erweckt, so wäre ja unsere Verkündigung hinfällig, und hinfällig dann auch unser Glaube. Dann müßten wir als falsche Zeugen Gottes gelten: wir hätten gottwidrig ausgesagt, er habe Christus auferweckt, den er nicht auferweckt hätte, wenn die Toten ja doch nicht auferweckt würden. Denn wenn die Toten nicht auferweckt würden, so wäre auch Christus nicht auferweckt worden; wäre aber Christus nicht auferweckt, so wäre unser Glaube nichtig – und ihr wäret noch in euern Sünden, und dann wären auch die in Christus Entschlafenen verloren – und wir, wenn wir in diesem Leben auf Christus die Hoffnung setzten, wären erbarmungswürdiger als alle Menschen. Nun ist aber Christus von den Toten auferstanden, als Erstling der Entschlafenen. . . Er muß herrschen, bis Gott ihm alle Feinde unter die Füße gelegt. Als letzter Feind aber wird der Tod entmachtet.“

Jesus Christus hat den Tod überwunden.

Kehren wir noch einmal zum Ausgangspunkt zurück: unser Leben ist ein einziges Sterben. Wenn das richtig ist –, woher nehmen wir dann die Kraft zum Leben? Woher bekommen wir Zuversicht, Freude, Hoffnung? Die Heilige Schrift sagt es uns: von Jesus Christus. Er hat unser Leben gelebt und ist unseren Tod gestorben. In der Osterpräfation heißt es: „Er hat durch Sein Sterben unseren Tod vernichtet und durch Sein Auferstehen das

Leben neu geschaffen.“ Und der Apostel Johannes sagt von Jesus Christus, daß Er ist „das Leben und die Auferstehung“. Seit Er von den Toten aufgestanden ist, leuchtet österlicher Glanz über aller Härte und Bitterkeit des Todes. Der Tod ist nicht nur allein Ende, sondern auch Anfang. In Christus ist der Tod das Tor zum Leben.

Was dem gläubigen Menschen an Todesangst und Schrecken erhalten bleibt, ist nur der Schatten des biologischen Selbsterhaltungstriebes. Die in der Lebensgemeinschaft mit Christus sind, kann der Tod nicht mehr zu Knechten ihrer Todesangst machen. Der Tod wird also nicht aufgehoben, aber entmachtet. Von daher verstehen wir das Wort Christi: „Jeder, der an mich glaubt, wird nicht sterben.“ Wer glaubt, der ist schon aus dem Tod ins Leben hinüberschritten.

Wenn jemand ans Sterben kommt, werden seine Mitmenschen oft auf eine absonderliche Weise „barmherzig“. Sie halten es für gut, den Tod totzuschweigen. Sie verheimlichen dem Sterbenden, wie es um ihn steht. So denken nicht nur die Menschen, die vermuten, daß mit dem Tod alles aus sei. So handeln auch solche, die nach ihrem Glaubensbekenntnis an das „ewige Leben“, an die persönliche Verantwortung vor einem persönlichen Gott glauben.

Aber es ziemt sich nicht, sich vom Tode rücklings überfallen zu lassen. Und selbst ein paar mit Blindheit erkautte Tage des Lebens wiegen den Verlust, den menschlichen Verlust, nicht auf, den diejenigen erleiden, die sich nicht vor dem kritischen Tode sammeln und auf sich selbst besinnen können. Denn der Tod ist zwar unheimlich, aber er ist kein Gespenst. Der Tod ist ein Spiegel, den man nicht verhängen sollte. Er ist der Hintergrund, vor dem sich die farbigen Erlebnisse des Lebens gestalten. Wie erst der Hunger spüren läßt, was wirklich „Brot“ ist, wie erst der Durst den Wert des Wassers offenbart, so merken wir erst im Widerschein der Bedrohung, was Leben, wirkliches Leben ist.

Den Tod als einen Spiegel betrachten, heißt ja nicht, in die absolute Leere, in das gähnende Nichts, in die größte Katastrophe fallen, sondern auf Christus. Er ist der einzige, der herausführen kann. Der Apostel Paulus frohlockt deshalb: „Wir werden immerdar beim Herrn sein“. Der Tod ist für den Apostel kein Schreckgespenst, er sieht im Spiegel des Todes: Christus, der sich als der Überwinder des Todes erwiesen hat.

Im Kreuz ist Christus ein für allemal fertig geworden mit der Macht „Tod“. Ich meine jetzt natürlich nicht das Zierstück, das wir daheim an der Wand hängen haben, ich meine das wirkliche Kreuz, und das bedeutet: Er hat unsere Todesangst im voraus gelitten, die Todesangst jedes einzelnen, Ihre und meine. Er ist unser aller Tod gestorben. Darum ist in ihm die Macht auch unseres Todes gebrochen. In ihm, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, ist die Wand zwischen Leben und Tod durchsichtig geworden. Seine Liebe ist der gewaltige Bogen, der Leben und Tod überspannt. Und nur, wer in dieser Zeit angefangen und gelernt hat, ihn zu lieben, überwindet auch das Ende, überwindet den Tod.

Reform der Kurie – Reform der Kirche

Der Archäologe künftiger Zeiten wird, wenn ihm eines Tages ein Zeitungsarchiv unserer Tage in die Hände fällt, fragen, ob nicht die Zeit, in der wir jetzt leben, überschrieben werden kann mit der Zeit der Reform. Kein Wort spielt bei uns eine solche Rolle wie das Wort Reform. Es scheint geradezu ein Trend unserer Zeit zu sein. Man spricht von der Verwaltungsreform, der Finanz- und Steuerreform, von der Reform der Schule, der Hochschule, der Reform der Priesterausbildung, Reform der Theologie usw. Ist in den Sog dieser Bewegungen auch die Kirche hineingeraten? Ist es nur ein zeitabhängiges Zeichen, daß auch sie sich um eine Reform bemüht? Vor diesem Hintergrund ist zunächst die Frage anzugehen nach der Reform der Kirche und der Reform der Kurie. Man könnte sicher weiter fragen, ob die Reform der römischen Kurie einen Einfluß auf die Reform der Kirche nehmen kann. Oder anders: Ist eine Reform der Kirche an eine Reform der Kurie gebunden? Diese letzte Frage wird man unvoreingenommen und zu Recht mit „Nein“ beantworten dürfen. Wenn wir von der Reform der Kirche sprechen, dann greifen wir damit ein dogmatisches Prinzip der Kirche Jesu Christi auf, nämlich „Ecclesia semper reformanda“ – Die Kirche ist eine immerzu reformierende –. Das Konzil hat diesen Satz sehr deutlich ausgesprochen. Als Papst Johannes XXIII. am 25. Januar 1959 seine Absicht bekanntgab, ein Konzil einzuberufen, hat er von einem „Aggiornamento“ gesprochen. Dieses Wort hat seitdem Geschichte gemacht. Es bedeutet allerdings nicht Relativierung alles dessen, was die Kirche beinhaltet, Dogma, Frömmigkeitsformen, Gesetze, sondern Verkündigung der Botschaft des Herrn in unsere Zeit, bestimmt für den Menschen unserer Zeit, der diese Botschaft verstehen, begreifen soll, der aus dieser Botschaft heraus sein Leben gestalten und damit froh werden kann. Papst Johannes hat davon gesprochen, daß die Tore der Kirche weithin zu öffnen seien. Josef Pascher, der Münchener Pastoraltheologe, sagt in seinem Kommentar zur Liturgiekonstitution, man habe das Knarren der Tore weithin hören können. Die Kirche soll heraustreten aus einer menschlich ängstlich besorgten Sicherheit in die Weite. Das Wort aus dem Hebräerbrief: „Christus ist außerhalb des Lagers“ gekreuzigt worden, bedeutet im Letzten: außerhalb jeder menschlichen Geborgenheit und Sicherheit. Kreuz, Ungeborgenheit und Unsicherheit sind Zeichen der Kirche, zugleich aber auch Aufgabe und Gnade.

Wenn nunmehr versucht werden soll, über Reform der Kurie und die Reform der Kirche etwas zu sagen, so kann dies nur bruchstückhaft sein. Es können nur einige Akzente gesetzt werden, weil es im Grunde ein so umfassendes Thema ist, daß es den Rahmen eines knappen Vortrages sprengt.

I. Reform der Kurie

Mit der Veröffentlichung der Geschäftsordnung vom 1. März d. J. ist die Kurienreform in Kraft getreten. Diese Geschäftsordnung bietet gegenüber der Apostolischen Konstitution vom 18. August 1967 keine sonderlichen Erweiterungen. Es ist nicht das erste Mal, und es wird sicher auch nicht das

letzte Mal sein, daß der Papst eine Reform der Kurie vornimmt. Die letzte große Reform der Strukturen der Kurie, die auf Sixtus V. im Jahre 1588 zurückgeht, vollzog der große Seelsorgepapst Pius X. im Jahre 1908. Nur unwesentlich modifiziert ging diese Reform in das von Pius X. vorbereitete und schließlich von Benedikt XV. 1917 herausgegebene Kirchliche Gesetzbuch ein. Die jetzt vorliegende Reform hat eine längere Entstehungsgeschichte. Bereits mit Pius XII. setzte die Entwicklung ein, die jetzt zu einem gewissen Abschluß gekommen ist.

Der Gesamtkurienreform ging eine Reform des Hl. Offiziums voraus. Am 7. Dezember 1965 wurde durch Paul VI. das Statut des Hl. Offiziums herausgegeben, das in Zukunft den Namen trägt „Konstitution für die Glaubenslehre“. Mit dem Namen „Hl. Offizium“ verbindet man sehr leicht Inquisition, Ketzerverbrennung und ähnliches. Es bedurfte eines sehr massiven und vielleicht sogar etwas spektakulären Zwischenfalls in der zweiten Sitzungsperiode des Konzils, damit diese Reform vorangetrieben wurde. Kardinal Frings von Köln hatte sehr entschieden die Methoden des Offiziums bei der Indizierung von Büchern angegriffen, da durch die Geheimhaltung des Verfahrens weder der Ortsbischof noch der Autor eines Buches gehört wurde. Diese massiven Vorwürfe haben wohl dazu geführt, daß sehr bald als erste Kongregation das Hl. Offizium umgestaltet worden ist. Wesentlich bei der Reform dieser Kongregation ist das Vorgehen, das bei Fragen der Gefährdung des Glaubens nach den Normen eines ordentlichen Prozeßverfahrens, d. h. mit Anklage und Verteidigung und rechtmäßigem Urteil durchgeführt wird. Dem Autor wird das Recht eingeräumt, zu seinen Thesen Stellung zu nehmen, eine vom natürlichen Recht her zu fordernde Selbstverständlichkeit.

Nachdem das Offizium umgestaltet worden war, wurden nun die übrigen Kongregationen reformiert. In der Geschäftsordnung sind einmal die Kompetenzen der einzelnen Kongregationen geklärt, zum anderen ist auch über die Arbeitszeit, allgemein über die Dienstzeit, einiges gesagt. Darauf sei nur ganz kurz hingewiesen. Hinsichtlich der Arbeitszeit erklärt die Geschäftsordnung, daß für alle Angestellten der Kurie ohne Unterschied von Dienstalter und Rang eine 33-Stunden-Woche eingeführt wird und eine Urlaubszeit von 30 Tagen. (33-Stunden-Woche mit Rücksicht auf die Tatsache, daß die Mitarbeiter an der Kurie gleichzeitig Seelsorgeaufgaben zu übernehmen haben!) Eine Altersgrenze ist nur für die Sekretäre und Untersekretäre vorgesehen, nicht jedoch für die Präfekten, die an der Spitze der Kongregation stehen. Das Höchstalter für Sekretäre und Untersekretäre ist auf das vollendete 74. Lebensjahr festgesetzt, die mittleren und niederen Beamten scheiden bereits mit dem vollendeten 70. Lebensjahr aus, das Hilfspersonal mit 65. Die Amtszeit der Präfekten und der Sekretäre wird auf 5 Jahre begrenzt. Eine Wiederverwendung ist durchaus möglich. Es wird eigens in der Konstitution gesagt, daß niemand ein Recht auf Beförderung besitzt, daß es keine erworbenen Rechte mehr gibt.

Zu den einzelnen Kongregationen, die man mit den Ministerien der weltlichen Regierungen vergleichen kann, obschon dieser Vergleich nur bedingt brauchbar ist, kann folgendes gesagt werden: Außer dem Hl. Offizium bestehen die folgenden Kongregationen:

1. Die Kongregation für die Ostkirche. Sie ist zuständig für alle Fragen in den Gebieten, in denen die unierten Christen in der

Mehrheit sind; in den Gebieten also, in denen nicht der lateinische Ritus maßgeblich ist, sondern der ostkirchliche.

2. Die Kongregation für die Bischöfe. Sie hatte früher den Namen Konsistorialkongregation. Ihre Aufgabe: die Kontrolle der Bischöfe und ihrer Amtsführung. Ihr sind die sogenannten 5-Jahres-Berichte zuzuleiten, so daß die Kurie eine wichtige Informationsquelle über die Verhältnisse in den Diözesen erhält. (Fünf-Jahres-Berichte deshalb, weil alle Bischöfe verpflichtet sind, jeweils nach fünf Jahren Rom zu besuchen — ad limina-Besuch — und von ihren Diözesen zu berichten. Dem Besuch geht der Bericht voraus). Diese Kongregation vermittelt auch den Schriftwechsel zwischen dem Papst und den Bischofskonferenzen.

3. Die Kongregation für die Kleriker. Sie hieß früher Konzilskongregation, da ihr oblag, die Beschlüsse des Konzils von Trient durchzuführen. Diese Kongregation hat drei Aufgaben und besitzt entsprechend drei Ämter:

- a) Das Amt, das sich um die klerikale Lebensführung sorgt. Hierin gehören Fragen der Priesterräte, Verteilung des Klerus.
- b) Die Überwachung der Tätigkeit des Klerus, vor allem von Predigt und Katechese.
- c) Das Amt für die Sorge um die materiellen Bedürfnisse des Klerus.

4. Die Religiosenkongregation. Ihr obliegt die Aufgabe, für die Ordensgemeinschaften und Säkularinstitute besorgt zu sein.

5. Die Kongregation für das Unterrichtswesen. Sie trug früher den Titel: „Studienkongregation“. Sowohl die wissenschaftliche Ausbildung des Klerus als auch die Verantwortung für das gesamte katholische Schulwesen von den Pfarrschulen bis zu den katholischen Universitäten sind ihr untersteilt.

6. Die Kongregation für die Evangelisierung der Völker (die Propaganda Fide). Zu ihrem Aufgabenbereich gehört die Leitung des gesamten Missionswesens der Kirche.

Die Präzedenz vor allen Kongregationen besitzt das Päpstliche Staatssekretariat, in dem die nächsten Mitarbeiter des Papstes zusammengefaßt werden. In enger Verbindung mit dem Staatssekretariat steht der „Rat für die öffentlichen Angelegenheiten der Kirche“, der für die Beziehungen des Hl. Stuhls mit den weltlichen Regierungen zuständig ist. Der Kardinalstaatssekretär wird jetzt der Präfekt des Rates. In seiner Tätigkeit ist der Rat einem Außenministerium vergleichbar.

Neben den Kongregationen gibt es noch die 3 Sekretariate:

1. Das Sekretariat zur Förderung der Einheit der Christen,
2. Das Sekretariat für die nichtchristlichen Religionen,
3. Das Sekretariat für die Nichtglaubenden.

Interessanterweise gehören die religiösen Fragen, die das Judentum betreffen, zum Bereich des 1. Sekretariates. Für den Islam ist ein besonderes Offizium im Rahmen des 2. Sekretariates geschaffen.

Außerdem sind noch der „Laienrat“ und die Studienkommission „Justitia et Pax“ eingerichtet. Der Rat für die Laien soll das Laienapostolat koordinieren, die Studienkommission vor allem die Entwicklungsprobleme.

Man wird selbstverständlich fragen: hat sich in der Reform der Kurie etwas so bedeutungsvolles ereignet, daß man von einer Ausstrahlung auf die Reform der Kirche sprechen kann? Vielleicht darf zunächst einmal darauf hingewiesen werden, daß sich im Zusammenhang mit der Reform der Kurie zwangsläufig auch eine Internationalisierung der Kurie angebahnt hat. Die Kurie soll nach dem erklärten Willen des Papstes internationalisiert werden, damit sie ein Abbild der Gesamtkirche wird. Unter die Mitglieder der Kurie sollen auch Diözesanbischöfe, d. h. Bischöfe, die noch einem Bistum vorstehen, aufgenommen werden, damit der Papst besser über die Anliegen aller Ortskirchen informiert werden kann.

Die Internationalisierung zeigt sich praktisch in zwei Schichten:

1. Führende Diözesanbischöfe werden an die Kurie berufen und mit leitenden Aufgaben betraut, z. B. der Erzbischof von Zagreb, Kardinal Seper, wird Präfekt der Glaubenskongregation (früher Hl. Offizium). Der Erzbischof von Toulouse, Kardinal Garonne, wird Präfekt der Kongregation für das Studienwesen. Sekretär der gleichen Kongregation wird der Bischof von Eichstätt, Schröffer. Mit ihrer Berufung auf diese leitenden Ämter geben diese Bischöfe ihre Bischofssitze auf.

2. Die Leitung der einzelnen Kongregationen, die bisher fast ausschließlich von italienischen Kurienkardinälen wahrgenommen wurde, überträgt der Papst im Zusammenhang mit der Neugliederung weitgehend Nichtitalienern. Von den 9 bestehenden Kongregationen und den 3 päpstlichen Sekretariaten sind zur Zeit 9 von Nichtitalienern besetzt, z. B. das Sekretariat für die Einheit der Christen (bisher mit dem inzwischen verstorbenen Kardinal Bea) und das Sekretariat für die Nichtglaubenden (unter Beibehaltung seines Bischofssitzes mit Kardinal König, Wien). Aber darüber hinaus hat der Papst verfügt, daß zur Erreichung eines intensiveren Kontaktes mit den Bischofskonferenzen in jede Kongregation 7 residierende Bischöfe, d. h. Diözesanbischöfe berufen werden. Sie sollen in der Regel einmal im Jahr an der Plenarversammlung ihrer Kongregation teilnehmen, auf der nach Möglichkeit Fragen von grundsätzlicher Bedeutung behandelt werden. Außer den ordentlichen Mitgliedern der einzelnen Kongregationen sind weitere Konsultoren beizuziehen, die auf Grund ihrer fachlichen Qualifikation gehört werden sollen. Selbstverständlich können auch Laien als Konsultoren berufen werden.

Wenn es sich bei dem bisher Gesagten um personelle Veränderungen handelt, so darf auch auf die sachlichen Veränderungen hingewiesen werden, die sich mit der Internationalisierung ergeben.

1. In Zukunft sollen alle Dekrete der Kongregationen, welche einzelne Diözesen besonders betreffen und interessieren, vor ihrer Veröffentlichung den Bischöfen zugestellt werden. Damit soll ein berechtigter Vorwurf beseitigt werden, daß die Bischöfe Verfügungen der Kongregation den Tageszeitungen entnehlen müssen (vgl. Dekret über die Feuerbestattung!).

2. Der Verkehr mit der Kurie ist nicht mehr an die lateinische Sprache gebunden, die wahrlich nicht für eine präzise differenzierte Information

technischer, sozialer und ökonomischer Gegebenheiten geeignet ist. Dies wiederum wird die Notwendigkeit in sich schließen, auch auf den unteren Ebenen der Kurie für eine Internationalisierung der Stellenbesetzung besorgt zu sein.

Auch die vom Konzil gewünschte und vom Papst im Herbst des letzten Jahres erstmalig einberufene Bischofssynode macht eine Internationalisierung deutlich. Zu dieser Synode gehören außer den geborenen Mitgliedern (die Präleuten der einzelnen Kongregationen) gewählte Vertreter der Bischofskonferenzen. Der Papst kann aber noch bis zu 15% von ihm selbst ernannte Mitglieder hinzufügen. Die Bischofssynode ist mithin eine gewählte Vertretung des Episkopates und der Ordensgemeinschaften. Allerdings wird man einiges kritisch dazu sagen müssen.

1. Die Bischofssynode wird stets als Vertretung der Bischöfe angesprochen, nicht als Vertretung des Bischofskollegiums. Das scheint nur ein Wortspiel zu sein, aber diese Unterscheidung hat theologische Hintergründe, nämlich die Bischofssynode unterscheidet sich damit grundsätzlich vom Konzil, das die Repräsentanz des Bischofskollegiums darstellt. Deshalb ist auch die Bischofssynode kein „kleines Konzil“, als des Konzils lineare Fortsetzung.
2. Die Synode hat nur eine beratende Funktion. Dem Papst allein steht es zu, festzustellen, welche Fragen behandelt werden. Die Synode kann nur über Empfehlungen an den Papst beschließen. Damit ist das Recht der Synode weitgehend auf ein Beratungsrecht festgelegt.
3. Ob diese Bischofssynode sich zu einem wirksamen Instrument für die Reform der Gesamtkirche herausstellt, bleibt abzuwarten. Die Behandlung der Mischehenfragen im vergangenen Jahr bei der ersten Bischofssynode macht jedoch deutlich, daß die Sorgen, die zu dieser Frage in einzelnen Ländern bestehen, durch das Übergewicht anderer Länder in ihrer ganzen Situation nicht erkannt werden.

Reform der Kurie – Reform der Kirche

Ist durch die Reform der Kurie im Hinblick auf ihre Internationalisierung eine Reform der Kirche eingeleitet? Man sollte nicht gleich diese Frage abtun, sondern sollte einmal abwarten, wie sich hier die Entwicklung zeigt. Es scheint, daß der Akzent römisch-katholisch, der bisher doch sehr stark auf r ö m i s c h gelegen hat, sich, wenn auch noch nicht in jeder Weise sichtbar, auf katholisch (= weltweit) verschoben hat. Der Kommunikationsfluß, den die Soziologen als Kommunikation von Basis und Spitze bezeichnen würden, scheint durch die Kurienreform deutlicher möglich zu sein. Das würde bedeuten, daß die an der Basis anstehenden Fragen von der Spitze wahrgenommen und zum Gegenstand ihrer Entscheidung gemacht werden. Bei künftigen Entscheidungen wird die Kurie auf das Wohl der einzelnen Ortskirche stärker bedacht sein müssen und können als dies bisher möglich war. Die Eigenständigkeit der Ortskirche (d. h. des einzelnen Bistums), die das Konzil außerordentlich stark herausgestellt hat, wird stärker deutlich werden. Ein Vorgang, der für die alte Kirche kein Problem war, aber durch die geschichtliche Entwicklung stark verschüttet wurde. Wenn die Bischöfe der Ortskirche sich nicht mehr, wie es einmal sehr akzentuiert auf dem Konzil formuliert wurde, als Vollstreckungsbeamte römischer Verwaltungs-

verfügungen sehen, sondern in ihrer Eigenständigkeit bestärkt werden, so könnte sich dies sehr heilsam für die gesamte Pastoral, für alle seelsorglichen Aufgaben erweisen. Hier ist, man kann das ohne falsches Pathos aussprechen, die Kurienreform eine außerordentlich gute Voraussetzung für eine Reform der Kirche.

Auf einen Bereich der Kurienreform sei noch hingewiesen, nämlich auf den am 6. Januar 1967 vom Papst errichteten Laienrat. Präsident dieses Laienrates ist der Erzbischof von Quebec, Kardinal Roy. Außer dem Vizepräsidenten, der immer Bischof sein soll, und dem Sekretär sind alle übrigen 12 Mitglieder Laien. Die Mitglieder wie auch weitere Konsultoren ernannt der Papst. Zur Zeit sind 12 Konsultoren ernannt, davon 6 Bischöfe, ein Ordensmann, 5 Laien. Die Aufgaben dieses Laienrates bestehen darin,

1. das Laienapostolat auf internationaler Ebene zu fördern, zu koordinieren und immer stärker in das allgemeine Apostolat der Laien einzubauen,
2. der Hierarchie und den Laien in ihren apostolischen Aktivitäten durch den Rat beizustehen,
3. durch Studien zur Vertiefung der die Laien betreffenden Fragen beizutragen. Vor allem die Probleme zu studieren, die mit der Beziehung der Laienkongregation zu einer Gesamtpastoral zusammenhängen.

Eine Reform der Kurie ist eingeleitet. Die Möglichkeiten, die diese Reform mit sich bringt, sind zunächst noch nicht klar abzugrenzen. Aber immerhin wird deutlich, daß die Kurie nicht eine Spitze ohne Bezug zur Gesamtkirche sein kann und soll. Von hier aus werden erste Möglichkeiten zu einer Reform der Gesamtkirche ausstrahlen können.

II. Reform der Kirche

Zweifellos hat die Reform der Kurie eine Ausstrahlung auf eine Reform der Kirche. Aber diese Ausstrahlung kann nur von untergeordneter Bedeutung sein. Man könnte gerade umgekehrt sagen, daß im Zusammenhang die Reform der Kirche eine Reform der Kurie bedingt. Es wurde schon gesagt, daß ein erster, wenn auch sehr vorsichtiger Ansatz in der Internationalisierung der Kurie liegen kann. Auch die Verfahrensweise der Kurie vor allem im Hinblick auf die Aufgaben, die bisher dem Hl. Offizium zukamen, könnte zu einem Umdenken im kurialen Leben und damit zu einem Ansatz für ein neues Verständnis kirchlichen Verfahrens und weltweiten Miteinander-Überlegens werden.

Von der Reform der Kirche zu sprechen, ist nur in einigen Hinweisen möglich. Auszugehen wäre von der Frage: was ist die Kirche, die erneuert werden soll, oder besser, die sich reformieren will. Im Gegensatz zu früheren Jahrhunderten hat das II. Vatikanische Konzil keine neue Definition der Kirche gegeben. Im Hinblick auf die weltweite Diskussion über das Verständnis der Kirche ist dies sehr verständlich. Die im Zeichen der Gegenreform gegebene Definition des Kardinals Bellarmín, wonach die Kirche eine Gemeinschaft von Menschen ist, die durch Taufe und gemeinsamen Glauben unter der Autorität des Nachfolgers des Hl. Petrus geeint sind, gibt einen zu äußerlichen, man möchte fast sagen, rechtlichen Begriff der Kirche. In der neueren Theologie wird wieder stärker das Geheimnis der Kirche

herausgestellt, Kirche in ihrem nicht nur sichtbaren, sondern zugleich auch unsichtbaren Bezug. Einen gewissen Abschluß bildet in etwa die Enzyklika Pius' XII. „Mystici Corporis Christi“ vom 26. Juni 1943. Die Theologie des Hl. Paulus von der Kirche als dem geheimnisvollen Leib Christi (1 Kor 12) wird wieder stärker betont. Das II. Vaticanum hat einen alttestamentlichen Begriff aufgenommen und gesagt, die Kirche ist das Volk Gottes. Dieses Volk Gottes ist auf dem Weg durch diese Welt zu ihrem Herrn (Dogm. Konstitution „De Ecclesia“ 2. Kap.).

Dieses biblische Bild, das sich anschließt an das Bild vom Volke Gottes im Alten Bund auf seinem Weg in das verheißene Land, hat eine Reihe von Konsequenzen. Diese Konsequenzen könnten vielleicht in folgender Weise umschrieben werden:

1. Dieses Volk Gottes ist auf der Pilgerschaft. Das bedeutet, daß sich das Volk Gottes zwar in der Sicherheit der Verheißung befindet, aber auch in Unsicherheit und in Ungeborgenheit. Wenn das alttestamentliche Bild zutrifft, bedeutet dies – wie es m. E. die holländischen Bischöfe am besten in ihrem Fastenhirtenbrief 1968 formuliert haben –, daß dieses Volk sich nicht fester Häuser bedienen kann, sondern daß es im Zelt wohnen muß; das bedeutet, daß es bereit sein muß, alte und liebgewordene Wohnheiten, wenn die Verwirklichung seines Zieles dies erforderlich macht, abbrechen und aufgeben muß. In diesem Sinne ist die Kirche erneuerungsbedürftig. Sie kann sich ändern. Sie kann neue Formen suchen und finden, die der Zeit angepaßt sind. Das bedeutet vor allem die Möglichkeit einer Reform im Hinblick auf die Liturgie, auf gewisse Frömmigkeitsformen und ähnliches. Auf dieser Pilgerschaft hat dieses Volk Gottes Zeichen zu geben für Glaube, Hoffnung und Liebe. An diesen Zeichen wird sich Wahrheit und Wahrhaftigkeit des auf der Pilgerschaft befindlichen Volkes Gottes erweisen.
2. Der Herr hat diesem Volk, das sich auf der Pilgerschaft befindet, den Beistand verliehen in seinem Hl. Geist. Nicht nur der Hinweis vor seiner Himmelfahrt, daß er den Beistand, den Tröster, den Hl. Geist, senden wird, ist dafür Garantie. Nicht nur das Pfingstereignis, das den Glauben der jungen christlichen Gemeinde an die Herabkunft des Hl. Geistes deutlich macht, sondern auch das Wort, das der Herr seiner Gemeinde mitgegeben hat: „Ich bin bei Euch alle Tage bis an das Ende der Zeiten“. Dieser Glaube an den Beistand seines Hl. Geistes gibt der Kirche die Sicherheit in aller Unsicherheit. Sie gibt ihr das gläubige Vertrauen, daß sie die Heilsbotschaft Jesu Christi ungekürzt verkündet und verkünden muß bis er wiederkommt. Soweit die Kirche die Botschaft des Herrn zu verkünden hat, ist eine Reform der Kirche nicht möglich. Reformabel sind die Formen der Verkündigung. Veränderlich sind bestimmte Aussagen, die sich als Einkleidungen der Glaubensgeheimnisse darbieten. So wird man zweifelsohne die Gleichnisse und Wunderberichte des Neuen Testaments verstehen müssen als einen Ausdruck des gläubigen Vertrauens der jungen christlichen Gemeinde auf den in ihrer Gemeinde lebenden und fortlebenden Christus. Das aber, was die Kirche als Offenbarungsgut weiterzugeben hat, bleibt unabhängig von jeder Reform und muß es auch bleiben. In diesem Sinne kann von einer Reform der Kirche nicht die Rede sein.
3. Es ist das Volk Gottes, das sich auf der Pilgerschaft befindet. Volk Gottes heißt im Griechischen „Laos tou theou“. Aus diesem Wort Laos

wird neuerdings der Versuch gemacht, das Wort „Laien“ abzuleiten. Es scheint, daß es notwendig ist, daß an dieser Stelle etwas zur Theologie des Laien gesagt wird. Wenn man, wie das heute sehr häufig geschieht, die Würde und Bedeutung des Laien in der Kirche herausstellt, so wird damit zugleich die Frage nach der besonderen Bedeutung des Priesteramtes angesprochen. In diesem Zusammenhang würde es zu weit führen, darauf weiter einzugehen. Es scheint aber notwendig zu sein, wenn von einer Theologie des Laien die Rede ist, daß dann gleichzeitig auch über eine Theologie des Priesteramtes neu diskutiert wird. Wenn „Laien“ aus dem Wort „Laos“ abgeleitet wird, so ist es nach zwei Richtungen hin m. E. unhaltbar. Einmal, weil eine solche Ableitung von der Wortbedeutung her nicht möglich ist. Zum anderen aber, weil das Wort „Laos“ alle umfaßt, nämlich nach unserem Verständnis Priester und Laien. „Laos“ oder in der unrichtigen Ableitung „Laien“ wäre dann nur im Gegensatz zu den Nichtangehörigen des Volkes Gottes zu sehen, aber nicht im Gegensatz zu Priestern. Das Wort Laien kann m. E. von der Wortbedeutung nur entnommen sein aus dem Wort „laikos“. Laikos bedeutet im Griechischen „weltlich — profan — nicht geweiht“. Schon aus dieser Wortbedeutung ist abzusehen, daß das Wort „Laien“ im Grunde unrichtig ist. Daß die theologische Literatur Schwierigkeit hat, das Wort „Laien“ richtig einzuordnen, zeigt sich darin, daß in einem bedeutenden theologischen Lexikon unter dem Stichwort Laien nur nachzulesen ist „Nichtkleriker“; wenn außerdem etwa Ferdinand Klostermann, Pastoraltheologe an der Universität Wien, meint, das ganze Kirchenrecht sei ein Klerikerrecht. Der Laie habe lediglich das Recht, sich zu frommen Vereinigungen zu sammeln oder aber seinen Begräbnisort zu bestimmen, dann zeigt sich, wie wenig theologisch überarbeitet das Wort Laie ist. Wenn noch dazu kommt, daß in unserem Sprachgebrauch „Laien“ im Sinne von „Nichtfachmann“ gebraucht wird, zeigt sich die ganze heillose Verwirrung. Josef Ratzinger, der Dogmatiker an der Universität Tübingen, vertritt die Auffassung, und diese Auffassung scheint m. E. sehr viel für sich zu haben, daß das Wort „Laien“ eigentlich erst sehr spät in den kirchlichen Sprachgebrauch eingeführt wurde. Der alten Kirche war dieser Begriff völlig unbekannt. Bekenner, Martyrer (das ist nicht nur der Blutzuge, sondern auch der, der das Martyrium überstanden hat), Mönche, spielten im altkirchlichen Leben eine außerordentliche Rolle. Sie waren keine Priester in unserem Sinne. Trotzdem waren Mönche, Bekenner und Martyrer keine Laien, wie etwa die Möglichkeit bei Mönchen, die Beichte abzulegen, ohne daß sie die Priesterweihe empfangen hatten, deutlich macht. Das Wort „Laien“ ist wahrscheinlich in der mittelalterlichen Überlegung, als zwischen Kaisertum und Papsttum unterschieden wurde, die zur Unterscheidung zwischen dem Priestertum und den Nichtpriestern nach sich zog, in den Sprachgebrauch eingeführt worden. Alle, die nicht zum „Sacerdotium“, zum Priestertum gehörten, waren dem „Imperium“ zugeschrieben; dem Imperium wurde aber jede Einflußnahme auf das Priestertum und damit auch auf den heiligen Bereich abgesprochen. Von hier aus könnte der Begriff „Laien“ seinen Ursprung genommen haben. Wenn man aber Taufe und Firmung ernst nimmt, müßte m. E. der Begriff „Laien“ als theologisch unsachgemäß abgelehnt werden. Der Versuch einer Ablehnung des Begriffes ist mehrmals auf dem Konzil vorgenommen worden.

Wo könnte sich nun im Bereich des Volkes Gottes eine Reform durchsetzen? Mir scheint, daß sich dafür einige Möglichkeiten anbieten:

a) Es wird in der Kirche Ernst gemacht mit der Bedeutung von Taufe und Firmung und damit Ernst gemacht mit dem Wort „Volk Gottes“. Das bedeutet, daß jeder, der zu diesem Volk Gottes gehört, seinen Dienst für die Gesamtheit des Volkes Gottes einzubringen hat. Ein Dienst in dieser Kirche ist der Dienst des Papstes als des obersten Hirten der Kirche. Dienste in der Kirche haben Bischöfe und Priester. Dienste haben in ihren verschiedenen Abstufungen alle, die durch Taufe und Firmung zu diesem Volk Gottes gehören. Wenn man von Hierarchie spricht, wird man dieses Wort in dem Sinne gebrauchen müssen, daß es in der Kirche eine Ordnung der verschiedenen Dienste gibt. Daß dies nichts Neues ist, zeigt etwa der Hinweis bei Paulus, wenn er von den verschiedenen Gnadengaben und den verschiedenen Aufgaben innerhalb der Kirche spricht (vgl. 1 Kor 12,4-6).

b) Im Zusammenhang mit der Reform der Kirche wird einem Abbau der Hierarchie und einer Demokratisierung das Wort geredet. Was ist zu diesem Punkte zu sagen? Auch dies kann in unserem Zusammenhang nur angedeutet werden. Hierarchie heißt: „heilige Herrschaft“. Man sollte, wenn von heiliger Herrschaft gesprochen wird, jedoch bedenken, daß dazu auch das Wort aus der Liturgie der Priesterweihe gehört, wonach herrschen „dienen“ ist. Man wird nicht sagen können, daß die heilige Herrschaft aus dem jeweiligen Amt fließt, sondern daß es um die Herrschaft Christi geht, die sich in der Kirche deutlich macht. Hierarchie kann sich also nur ausbreiten in der Verantwortung vor dem Herrn der Kirche. Man würde deshalb, wenn man an dem Wort Hierarchie Anstoß nimmt, besser von einer Christokratie sprechen. Nur in diesem Sinne ist das Wort herrschen im Grunde angebracht. Alle andere Herrschaft muß sich ausrichten nach der Herrschaft Christi und ist ihr auch letztlich verantwortlich. Hierarchie verlangt Treue zum Herrn. Was bedeutet Demokratisierung in der Kirche? Demokratie bedeutet Herrschaft des Volkes. In diesem Sinne sind die Demokratien der Neuzeit zu verstehen. Zu denken wäre etwa an die Weimarer Reichsverfassung von 1919, die im Artikel 1 ausdrückt: „Alle Gewalt geht vom Volke aus“. Diese Auffassung liegt auch der Präambel des Bonner Grundgesetzes von 1949 zugrunde. Wenn dieses Verständnis der Demokratie auf die Kirche übertragen wird, so wird man ohne weitere Überlegung feststellen müssen, daß es in der Kirche keine Demokratie gibt, denn alle Herrschaft in der Kirche geht, wie schon gesagt, von Christus aus. Das bedeutet nicht, daß damit jede Einflußnahme der Kirchenglieder auf das Leben der Kirche unmöglich wäre. Unmöglich ist eine Einflußnahme oder etwa ein demokratisches Abstimmungsverfahren auf Glaubenswahrheiten. So ist es selbstverständlich, daß in einem demokratischen Verfahren nicht darüber abgestimmt werden kann, ob Christus von den Toten auferstanden ist oder nicht. An diesem Beispiel läßt sich am besten deutlich machen, wo die Grenzen jeder Demokratisierung innerhalb der Kirche liegen. Selbstverständlich bedeutet diese Aussage nicht, daß es nicht reiche Möglichkeiten echter Mitbestimmung im Rahmen des kirchlichen Lebens geben kann. Daß das möglich ist, zeigt sich z. B. an der Existenz des Kirchenvorstandes in den Preußischen Nachfolgestaaten. Auf Grund eines preußischen Gesetzes über die Verwaltung des kirchlichen Vermögens wurde entgegen den Grundsätzen des kirchlichen Rechts ein Gremium eingesetzt, das unter dem Vorsitz des jeweiligen Pfarrers die Vermögensverwaltung verantwortlich durchzuführen hat. Dieses Gremium, Kirchenvorstand genannt, hat volles be-

schließendes und mitbestimmendes Recht. Man könnte sich vorstellen, daß sich eine solche Mitbestimmung auch in anderen Bereichen ermöglichen ließe. Denkbar wäre eine bedingte Mitbestimmung von Laien bei der Wahl des Pfarrers, des Dechanten, des Bischofs, wenn man will, sogar des Papstes. Daß es solche Formen der Mitbestimmung im Laufe der Kirchengeschichte gegeben hat, ist bekannt. Der Bischof von Rom, d. h. also der Papst, wurde lange Zeit nicht von den Kardinälen, sondern durch das ganze Volk von Rom gewählt. Die Tatsache, daß bei dieser Methode der Wahl sich vor allem der Adel des Kaufes von Wählerstimmen bediente, führte schließlich dazu, daß nur einem kleinen Gremium die Papstwahl vorbehalten wurde. Praktische Notwendigkeiten haben zur Papstwahl in der heute uns bekannten Form — d. h. Wahl durch das Kardinalskollegium — geführt. Dogmatische Bedeutung hat das nicht. Sowohl der durch das Volk zum Papst Gewählte erhält seine Gewalt durch die Annahme der Wahl von Christus her als auch der durch die Kardinäle Gewählte. Es wäre deshalb noch einmal zu sagen, daß vom dogmatischen Verständnis der Kirche her keine Bedenken gegen eine Einflußnahme auf die Wahl von Seiten des Kirchenvolkes beständen wohl aber von der praktischen Durchführbarkeit her.

Wenn in einem Bistum sich eine „Aktion Bischofswahl“ gebildet hat, in der der Klerus einer Diözese die Forderung erhebt, bei der Wahl des Bischofs beteiligt zu sein, dann fragt man mit Recht, ob diese Forderung des Klerus nicht eine reichlich vorkonziliare Forderung ist. Wenn schon der Klerus das Recht für sich an Anspruch nehmen will, Einfluß auf die Wahl des Bischofs zu haben, wieso soll dann dieses Recht auf den Klerus beschränkt und nicht auf das ganze Volk einer Diözese erweitert werden. Man darf auch hier sagen — ohne die konkordatsrechtlichen Bestimmungen im einzelnen zu untersuchen — das Recht des Domkapitels, den Bischof zu wählen, ist eine aus der Praxis erwachsene Form der Bischofswahl geworden. Daß die Bischofswahl auch gelegentlich im Verlauf der Kirchengeschichte durch Klerus und Laien der Bischofsstadt vorgenommen worden ist, ist bekannt.

Man kann das auch bis zur nächsten Ebene weiterführen, nämlich bis zur Wahl des Pfarrers. Es gibt im Bereich des Erzbistums Paderborn noch eine Reihe von Pfarreien, die nach Wahl des neuen Pfarrers durch das Pfarrvolk und nach Bestätigung der Wahl durch den Bischof besetzt werden. Auch im Bistum Essen gibt es eine Pfarrei, in der auf Grund eines alten Privilegs aus der Zeit Friedrich II. von Preußen das Volk bei der Besetzung der Pfarrstelle durch eine Wahl beteiligt ist. Die Geschichte gerade dieser Pfarrei zeigt, daß sich auch hier sehr viel Menschliches bei der Pfarrwahl eingeschlichen hat (Versprechungen des künftigen Pfarrers, Handgeld für Stimmenfang u. ä.). Ob nicht unter solchen Umständen eine Ernennung des Pfarrers durch den zuständigen Bischof einfacher ist? Man könnte sich durchaus vorstellen, daß der Gemeinde ein Vorschlagsrecht zukommen könnte. Wie weit sich das in der Praxis realisieren ließe, ist eine andere Frage. Ein solches Mitspracherecht stände keineswegs im Widerspruch zur kirchlichen Ordnung. Allerdings wäre es sehr schwer durchsetzbar und könnte, wie die Geschichte zeigt, zu Spaltungen innerhalb einer Pfarrei führen, bevor ein neuer Pfarrer in der Gemeinde seine Seelsorgsaufgabe übernimmt.

Man wird zusammenfassend sagen müssen, daß man im kirchlichen Bereich sehr vorsichtig mit dem Begriff Demokratisierung umgehen sollte. Wenn auch das Wort Christokratie keine letzte Hilfe für die konkrete Situation darstellt, so wird man neue Formen suchen müssen, die vor allem aber der Seelsorge dienlich sind und sie nicht unsachgemäß behindern. In diesem Zusammenhang ist vielleicht nur kurz hinzuweisen auf eine Forderung des Essener Katholikentages 1968 nach Einberufung eines Nationalkonzils. Vom Politischen her stellt man fest, daß die Völker sich darum bemühen, den Nationalismus abzulegen, wenn dies auch nicht, wie die jüngste Erfahrung zeigt, ganz einfach ist. Um so bedauerlicher wäre es, wenn die Kirche statt mutig auf die Katholizität hinzugehen, sich wieder in Nationalkirchen auflösen würde. Praktisch müßte man bedenken, daß etwa ein deutsches Nationalkonzil sehr unterschiedliche Seelsorgsstrukturen in sich vereinigen müßte. Das Bistum Passau etwa hat andere Strukturen, andere seelsorgliche Aufgaben wie ein Industriebistum, etwa das Bistum Essen. Hier eine gemeinsame seelsorgliche Konzeption zu entwickeln, scheint schlechterdings unmöglich. Man müßte dann schon Diözesen gleicher Strukturen, gleicher seelsorglicher Erfordernisse, zusammenführen, damit aus diesem „Konzil“ nicht ein polemisches Instrument wird, das sich gegen einen römischen Zentralismus richtet, sondern sich ganz klar um die Seelsorge „am Ort“ bemüht.

c) Noch ein kurzes Wort sei im Hinblick auf die Frage des Laienapostolates gesagt, obwohl dieser Frage eigentlich bei der Reform der Kirche ein ganz entscheidendes Gewicht zukommt. Gerade die Dekrete des II. Vatikanischen Konzils haben die Bedeutung des gemeinsamen Priestertums herausgestellt und daraus die Ableitung für das Apostolat gezogen. Es ist hier nicht der Ort, im einzelnen auf die Bedeutung des Apostolates einzugehen (vgl. dazu Franz Hengsbach, Das Konzilsdekret über das Laienapostolat, Paderborn 1967). Wenn der Beruf als Anruf Gottes in der Bewährung für diese Welt gesehen wird, in einer Welt, die Gottes Schöpfung und damit gut ist, dann bedeutet Apostolat Dienst an der Welt und für die Welt, an der Stelle, an der der Beruf ausgeübt wird. Dann kann es für den Christen keinen Job geben, sondern nur die Aufgabe, an seiner Stelle, in seinem Beruf für die Verwirklichung des Reiches Gottes besorgt zu sein. Dann hat der Laie hier vom Priester sehr unterschiedliche, aber auch eigenständige Aufgaben.

Reform der Kirche — Dieses Wort soll noch einmal abschließend aufgegriffen werden. Die Kirche hat in diese Welt

1. den Glauben an den Auferstandenen Herrn zu tragen,
2. die Hoffnung auf diesen Herrn, der dem menschlichen Tun Verantwortlichkeit abfordert, zu leben,
3. in der Liebe, d. h. in der Verantwortlichkeit für den Mitmenschen sich selbst darzustellen.

Die Kirche, deren verantwortliche Glieder wir durch Taufe und Firmung sind, ist auf dem Weg zu ihrem Herrn in der Verkündigung von Glaube, Hoffnung und Liebe. Und in diesem Sinne ist die Kirche eine „ecclesia semper reformanda“ (eine immer zu erneuernde Kirche).

Splitter, Splitterchen am Rande

Jede Diskussion um unsere Hefte erfreut die Redaktion. Es muß nicht immer ein hochbrisantes, hochintellektuelles Thema sein, gerade die Splitter am Rande bilden Anlaß, mal selbst zu schnitzen. Wenn es dann mit soviel Humor geschieht wie nachstehend, dann sind Beiträge besonders willkommen. Oberst Heinz Kather, Korpsnachschiebkommandeur 2 in Ulm-Donau, schrieb zu unserem Brief 31 u. a.:

„Ich habe mit Interesse im letzten Königsteiner Offizierbrief (31/68) die Berichte von unserer Romreise gelesen. Wie es für Sie sicherlich nichts Neues oder Besonderes ist, hängen sich die Leute, und wie könnte es anders sein, damit auch ich, an Splitterchen auf. „Die Splitter am Rande“ haben es mir angetan. Ich weiß nicht, wer sie geschnitzt hat, daher möchte ich für Sie als den verantwortlichen Redakteur hierzu einige Splitterchen fallen lassen. Ich gebe zu, daß es uns Deutschen gegeben ist, von einem Extrem ins andere zu fallen. Mir selbst war bei dem Gedanken, daß deutsche Soldaten in Uniform mit dem Lied „Großer Gott“ danken sollten, zunächst nicht ganz wohl, da ich meine, stille Bescheidenheit stünde uns Deutschen im Ausland besser an.

Die in der Glosse getroffenen Feststellungen scheinen mir von einem mindestens 150 %igen zu stammen.

Der tatsächliche Sachverhalt ist folgender:

Unser vorzüglicher, hervorragend informierter und auf Grund seiner häufigen Anwesenheit bei Papst-Audienzen kaum in Wallfahrtseuphorie schwebender Führer, Dr. Puskas, wies im Petersdom seine Gruppe und natürlich auch Angehörige der zweiten Gruppe in das Protokoll ein. Seinen leisen Flügelschlag mögen einige nicht vernommen haben.

Er riet an, nach der Adresse des Papstes an die deutsche Gruppe nicht nur zu klatschen, sondern auch gemeinsam ein Danklied zu singen. Er war es, der – offenbar aus Erfahrung mit deutschen Teilnehmern – zum Lied Großer Gott, wir loben Dich, riet. Im übrigen haben sich alle durch den Papst angesprochenen Gruppen mit einem Lied bedankt.

Wir befanden uns also in guter Gesellschaft. Wenn einer tappte, so lappten alle mitten hinein.

Aber schließlich mußte ein so erfahrener Führer und Kenner der Verhältnisse wie Dr. Puskas es besser wissen.

Die Nackenhaare haben sich bei mir dabei keineswegs gesträubt, vielleicht auch deshalb, weil ich mir vor der Romreise gerade die Haare habe schneiden lassen, eine Idee, die die große Mehrzahl der Teilnehmer gehabt haben mußte, es sah jedenfalls so aus. Ich fand die ad hoc-Entscheidung zum Lied Großer Gott, wir loben Dich, immer noch besser als etwa „Ihr Kinderlein kommet“ zu singen, ein Lied, dessen mindestens 1. Strophe den Soldaten auch bekannt sein dürfte.

Zusammenfassung :

Nach dem Papstsegen wurde die Anregung eines Cives Romanus aufgenommen. Die Glosse hat sie zu einem deutschen Fehltritt umfunktioniert. Gedankenassoziationen zum Papst sind mir nicht gekommen. Keiner wollte unter allen Umständen auffallen oder gar als überaifriger Komiker gelten.

M e r k e, auch als Hinweis für den Schreiber: Matthäus 7 Vers 1 bis 5.

Lieber Herr Fettweis, bitte nehmen Sie meine Bemerkungen nicht juristisch und nicht katholisch, sondern als Splitterchen zum Splitter am Rande."

Das Positive an Humanae Vitae

Selten ist eine Enzyklika so in das Schußfeld der öffentlichen Kritik geraten wie die Enzyklika Papst Paul VI.: Humanae vitae. Es ist zwar nicht die erste Enzyklika, die auf Kritik gestoßen ist; denken wir z. B. an die Enzyklika Pius XII.: Humani generis (1950). In dieser Enzyklika waren nur die Theologen angesprochen. Darum blieb die Kritik auch auf den theologischen Raum beschränkt; zudem waren die sog. Massenmedien an innertheologischen Meinungsverschiedenheiten nicht so interessiert wie an der Frage der Empfängnisregelung.

Die Literatur zu Humanae vitae ist inzwischen fast unübersehbar geworden. Vieles können wir von vornherein auf Seite schieben, da es unsachlich, emotional ist und deshalb am Kern des Problems vorbeigeht. Es ist aber auch manches geschrieben worden, was sehr sachlich ist. Es sei verwiesen auf den Artikel von Karl Rahner im Septemberheft 1968 der Stimmen der Zeit, auf den Artikel von Msgr. Boonen, Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft der deutschen Seelsorgeamtsleiter im Kölner Pastoralblatt Nr. 11/1968; außerdem sei erwähnt ein nicht im Druck erschienener Vortrag von Weihbischof Dr. Frotz bei der Dechantenkonferenz in Köln am 16. September 1968.

Bei den vielen kritischen Stimmen zur Enzyklika fällt auf, daß meistens die negative Kritik überwiegt, während das Positive der Enzyklika vielfach nicht genügend beachtet wird. Zuweilen kann die Kritik sogar auf das simple Schlagwort reduziert werden: Der Papst ist gegen die Pille — also nein zur Enzyklika. Nur am Rande sei vermerkt, daß das Wort: Pille nicht ein einziges Mal in der Enzyklika gebraucht wird. So einfach liegt das Problem also nicht.

Die verantwortete Elternschaft ist das Entscheidende, nicht die Methodenfrage.

Es darf vielleicht noch einmal kurz auf die wichtigsten Daten in dieser Frage hingewiesen werden:

- | | |
|------------------|---|
| 25. 7. 1968 | Erscheinungsdatum der Enzyklika |
| 30. 8. 1968 | Stellungnahme der Deutschen Bischofskonferenz in der Königsteiner Erklärung |
| 5. u. 6. 9. 1968 | Forumsgespräch und Resolution des Essener Katholikentages |
| 16. 9. 1968 | Dechantenkonferenz des Erzbistums Köln. |

Als erstes sei festgestellt: die Ehelehre der Enzyklika entspricht in ihrem allgemeinen Teil der Lehre des II. Vaticanums über die Würde der menschlichen Person, über Ehe und Familie sowie die Stellung der Gläubigen in der Kirche. Hier ist besonders zu berücksichtigen die Pastorkonstitution über die Kirche in der Welt von heute (Gaudium et spes). Sie spricht vom Menschen als Ebenbild Gottes, sie betont die

Würde des sittlichen Gewissens und die Bedeutung der Freiheit (Nr. 11–19, 21, 23–32). Ferner behandelt sie die Würde der Ehe und Familie, den Sinn der Ehe und die Verantwortung der Ehegatten (Nr. 47–52). Einige markante Stellen seien zitiert:

Nr. 47:

Das Wohl der Person sowie der menschlichen und christlichen Gesellschaft ist zuinnerst mit einem Wohlergehen der Ehe – und Familiengemeinschaft verbunden.

Nr. 48:

Die innige Gemeinschaft des Lebens und der Liebe in der Ehe, vom Schöpfer begründet und mit eigenen Gesetzen geschützt, wird durch den Ehebund, d. h. durch ein unwiderruffliches personales Einverständnis, gestiftet . . . Gott selbst ist der Urheber der Ehe, die mit verschiedenen Gütern und Zielen ausgestattet ist; sie alle sind von größter Bedeutung für den Fortbestand der Menschheit, für den persönlichen Fortschritt der einzelnen Familienmitglieder und ihr ewiges Heil; für die Würde, die Festigkeit, den Frieden und das Wohlergehen der Familie selbst und der ganzen menschlichen Gesellschaft . . . Christus der Herr hat diese Liebe, die letztlich aus der göttlichen Liebe hervorgeht und nach dem Vorbild seiner Einheit mit der Kirche gebildet ist, unter ihren vielen Hinsichten in reichem Maße gesegnet. Wie nämlich Gott einst durch den Bund der Liebe und Treue seinem Volk entgegenkam, so begegnet nun der Erlöser der Menschen und der Bräutigam der Kirche durch das Sakrament der Ehe den christlichen Gatten.

Nr. 49:

Die wahre Liebe zwischen Mann und Frau in der Ehe hat als hoher Wert Geltung. Diese eigentümlich menschliche Liebe geht in frei bejahter Neigung von Person zu Person, umgreift das Wohl der ganzen Person, vermag so den leib-seelischen Ausdrucksmöglichkeiten eine eigene Würde zu verleihen und sie als Element und besonderes Zeichen der ehelichen Freundschaft zu adeln . . . Diese Liebe wird durch den eigentlichen Vollzug der Ehe in besonderer Weise ausgedrückt und verwirklicht.

Nr. 50:

Betreffs der Fruchtbarkeit der Ehe heißt es: die Eheleute müssen in menschlicher und christlicher Verantwortlichkeit ihre Aufgabe erfüllen und in einer auf Gott hinhörenden Ehrfurcht durch gemeinsame Überlegungen versuchen, sich ein sachgerechtes Urteil zu bilden. Hierbei müssen sie auf ihr eigenes Wohl wie auf das ihrer Kinder – der schon geborenen oder zu erwartenden – achten; sie müssen die materiellen und geistigen Verhältnisse der Zeit und ihres Lebens zu erkennen suchen . . . Dieses Urteil müssen im Angesicht Gottes die Eheleute letztlich selbst fällen . . .

Sowohl die Konzilszitate aus *Gaudium et spes*.

Die dogmatische Konstitution: *Lumen gentium* spricht über Rechte und Pflichten des Laien in der Kirche (Nr. 37). Dort heißt es u. a.: Entsprechend dem Wissen, der Zuständigkeit und hervorragenden Stellung, die die Laien einnehmen, haben sie die Möglichkeit, bisweilen auch die Pflicht, ihre Meinung in dem, was das Wohl der Kirche angeht, zu erklären. Wie

das Konzil gibt auch die Enzyklika eine Gesamtschau des Menschen (Nr. 7), spricht über eheliche Liebe und ihre Wesensmerkmale (Nr. 8–9), bejaht die verantwortliche Elternschaft (Nr. 10), betont die Untrennbarkeit der beiden Gesichtspunkte: liebende Vereinigung und Fortpflanzung (Nr. 12) und drückt schließlich den Wunsch und den Willen aus, eine wahrhaft menschenwürdige Kultur wiederherzustellen (Nr. 18).

Zweitens ist festzustellen, daß die Enzyklika nicht ein Schreiben irgendwelcher Art, sondern eine Verlautbarung des päpstlichen Lehramtes ist, die von allen Katholiken mit dem einem solchen Dokument entsprechenden Respekt entgegengenommen werden muß, wie immer auch dieses Dokument geschichtlich geworden sein mag (vgl. Ludwig Kaufmann: Der Vorhang hebt sich in: Publik Nr. 10 vom 29. 11. 1968, S. 26).

Das päpstliche Lehramt ist nicht in erster Linie ein wissenschaftliches, sondern ein in der Autorität Christi tätiges Lehramt. Wohl betont der Papst in einer Ansprache vom 31. Juli 1968 in Castel Gandolfo, er habe vier Jahre lang studiert, gelesen, diskutiert, er sei fast erdrückt worden von der Fülle der einschlägigen Dokumente. Trotzdem fordert er den Gehorsam, nicht so sehr wegen der beigebrachten Beweisgründe, als wegen des Lichtes des Hl. Geistes, mit dem besonders die Hirten der Kirche bei der Darlegung der Wahrheit ausgestattet sind (Nr. 28).

Die Enzyklika ist der Auffassung, daß die dargebotene Lehre der objektiven Wahrheit entspricht, also Lehre der Kirche sei (Nr. 16–18, 20, 28, 31), trotzdem beansprucht sie nicht, eine Verkündigung des unfehlbaren Lehramtes zu sein, da es sich nicht um einen endgültigen Akt in der Verkündigung der Sittenlehre handelt (vgl. Lumen gentium Nr. 25).

Die Autorität der Enzyklika fordert loyalen äußeren und inneren Gehorsam, verbietet aber nicht die ernste intellektuelle Auseinandersetzung mit ihr, die gewissenhafte Diskussion und die unter Umständen daraus sich ergebende private gegenteilige Meinung.

Es ist eine nicht abzuleugnende Tatsache, daß ein großer Teil des Gottesvolkes, Priester wie Gläubige, nicht mit der Enzyklika in der Frage der Empfängnisregelung übereinstimmen. Daraus ergibt sich eine kirchliche wie seelsorgliche Lage, die nicht zu übersehen ist. Ein solcher Zustand ist auf die Dauer weder zum Heil der Kirche noch ihrer einzelnen Glieder.

Deshalb ist es zu begrüßen, daß die Königsteiner Erklärung der deutschen Bischöfe ausdrücklich auf die gewissenhafte, nicht leichtfertige Diskussion hinweist und ihr Raum gibt. Vielen ist es schwer, wenn nicht sogar unmöglich, die Wahrheit einer Ehelehre einzusehen, die nicht so sehr durch Vernunfterkenntnis, sondern durch einen Glaubensakt in Anerkennung der kirchlichen Autorität verstanden werden soll. Es ist eine zunehmende Distanzierung vom kirchlichen Lehramt bereits zu spüren, eine wachsende innere und äußere Emigration, eine Gewissensbelastung bester Ehegatten und ihrer Berater und Seelsorger.

Wir können in diesem Punkte also nicht von einem einhelligen Glaubenssinn des Gottesvolkes sprechen.

Die Enzyklika stützt sich nicht, wie auch der offizielle Interpret Prof. Lambruschini, jetzt Erzbischof von Perugia, ausdrücklich bestätigt, auf die Hl. Schrift. Sie ist also keine lehramtliche Interpretation der Offenbarung, sondern eine Erklärung des Naturgesetzes. In Nr. 4 der Enzyklika wird ausdrücklich betont, daß „die Auslegung des natürlichen Sittengesetzes zur Aufgabe des kirchlichen Lehramtes gehört“. Alle Katholiken dürften darin einig sein, daß das Naturgesetz als Ausfluß des ewigen Gesetzes in sich unveränderlich ist; was sich aber ändert und ändern muß, ist unsere Erkenntnis des Naturgesetzes. Teilhard de Chardin hat einmal sehr richtig festgestellt: „An den Anfang eines jeden Bemühens zu begreifen, was in diesem Augenblick im menschlichen Bewußtsein vor sich geht, muß notwendig der grundlegende Wandel in der Perspektive gestellt werden, der nach und nach seit dem 16. Jahrhundert für unsere Erfahrung das erschütterte und in Bewegung setzte, was bis dahin immer als der Gipfel der Stabilität angesehen worden war: die Welt. Für unsere geöffneten Augen ist das Universum in Zukunft nicht mehr eine Ordnung, sondern ein Prozeß.“

Bedenken wir nur, wie unsere heutige, allgemein anerkannte Auffassung über das Wesen der Ehe und ehelichen Begegnung verschieden ist von der Auffassung eines hl. Augustinus, der auch seine Meinung, nur die Fortpflanzung sei eine legitime Entschuldigung für die eheliche Begegnung als Interpretation des Naturgesetzes auffaßte und aus ehrlicher Gewissensüberzeugung vertrat, obwohl heute das niemand mehr tut. Darum die Frage: Wäre es nicht denkbar, daß wir heute, eben weil wir eine andere Perspektive haben, auch zu einer anderen Auffassung des Naturgesetzes kommen könnten, die von der Ausdeutung, wie die Enzyklika sie gibt, abweicht? Da sich die Enzyklika nicht als eine Interpretation der Offenbarung versteht – dann ginge die Sache nur die Theologen an – sondern eine Erklärung des Naturgesetzes ist, muß auch anderen wissenschaftlichen Disziplinen zuerkannt werden, aus verantworteter christlicher Haltung ein Wort dazu zu sagen, z. B. den Soziologen, Medizinern, Psychologen usw.

Der Punkt, der am meisten die Kritik herausgefordert hat, scheint die Feststellung zu sein, die sich in Nr. 11 findet: „Indem die Kirche die Menschen zur Beobachtung des von ihr in beständiger Lehre ausgelegten natürlichen Sittengesetzes anhält, lehrt sie nur, daß jeder eheliche Akt von sich aus auf die Erzeugung menschlichen Lebens hingeeordnet bleiben muß.“

Hier geht die Enzyklika über das Konzil hinaus. Deshalb wird gefragt: Wenn das so ist, warum ist dann die Methode der Zeitwahl sittlich erlaubt? Bei der Zeitwahl bleibt zwar der biologische Ablauf unberührt, aber die Absicht, die Intention der die Zeitwahl Benutzenden geht doch dahin, diesen konkreten ehelichen Akt nicht für die Fruchtbarkeit offen zu lassen. Was ist entscheidender: das rein biologische Denken oder die Absicht, von der das Tun der Eheleute bestimmt ist? Sonst betonen wir in unserer Moral, daß die Absicht des Handelnden entscheidend sei für die Bewertung seines Tuns. Warum legt man bei der Zeitwahlmethode einen anderen Wertmesser an? Das ist eine Frage, die ehrlich diskutiert werden muß.

Eine weitere Schwierigkeit ist die: Ein Ehepaar feiert seine goldene Hochzeit. Dieses Ehepaar hat seine Ehe ganz natürlich gelebt. Aus

dieser Ehe sind eine Reihe Kinder, sagen wir z. B. zehn, hervorgegangen. Von den vielen ehelichen Begegnungen — es waren doch sicherlich mehrere hundert — waren nur zehn fruchtbar. Es erhebt sich die Frage: Zeigt hier nicht vielleicht die Natur selbst, daß zwar die Ehe als solche selbstverständlich für die Fruchtbarkeit offenstehen muß, aber nicht jeder einzelne konkrete eheliche Akt?

Noch eine dritte, letzte Schwierigkeit sei hervorgehoben: Die vom Papst eingesetzte Kommission hat sich in ihrer Mehrheit — man spricht sogar von 80 % — anders entschieden wie es die Enzyklika in der Frage der Methode der Geburtenregelung tut. Die Minderheit beruft sich in ihrem Gutachten auf die feststehende Überlieferung der Kirche in dieser Frage. Und gerade diese Behauptung erscheint zweifelhaft. Der hl. Alfons, ein sicherlich ganz unverdächtiger Vertreter rechtgläubiger Moral, kennt Fälle, in denen eine Empfängnisverhütung nicht nur erlaubt, sondern geradezu geboten ist. Wäre eine Empfängnisverhütung in sich absolut schlecht, könnte sie niemals erlaubt sein wie z. B. eine direkte Abtreibung niemals, auch nicht im Falle einer Vergewaltigung, erlaubt ist.

Diese Fragen wurden angeschnitten, um aufzuzeigen, daß wir bei aller dankbaren Bejahung des Positiven von *Humanae vitae* nicht die ernstesten Schwierigkeiten übersehen dürfen, die vorhanden sind.

In dem eingangs erwähnten Referat von Weihbischof Dr. Frotz sind eine Reihe sog. pastoraler Richtlinien gegeben, die von Bedeutung sind. Einige seien angeführt:

1. Es ist notwendig, das Amt des Papstes in der Kirche gemäß der Lehre des I. und II. Vatikanischen Konzils als ein Charisma, das der Kirche geschenkt ist, zu deuten.
2. Im Zusammenhang mit *Humanae vitae* sollten die ernstesten Anliegen des Papstes um die Rettung der Menschenwürde und menschlichen Kultur betont werden.
3. Zum Verständnis der Enzyklika muß die persönliche Gewissensentscheidung des Papstes respektiert werden, die er nach seinem eigenen Eingeständnis nach jahrlangem Suchen und Ringen um die Wahrheit unter vielen Schwierigkeiten und Bedrängnissen getroffen hat.
4. Weil das päpstliche Lehramt unter dem besonderen Beistand des Hl. Geistes steht, hat seine Lehraussprechung a priori den Vorrang vor nur wissenschaftlichen Äußerungen, obwohl der Papst nicht mit höchster unfehlbarer Autorität sprechen wollte.
5. Der nach außen hin zu leistende Gehorsam gegenüber dem kirchlichen Lehramt verlangt die klare Darlegung der Lehre der Kirche. Der innerlich zu leistende Gehorsam verlangt die ehrliche Bereitschaft, sich mit der natürlichen und besonders der übernatürlichen Begründung der Entscheidung auseinanderzusetzen.
6. Diejenigen, die glauben, in der Frage der Empfängnisregelung einer der Enzyklika entgegengesetzten Meinung folgen zu müssen, sind in ihrer Gewissensentscheidung zu achten.

7. Zur subjektiven Gewissensbildung ist die Beachtung objektiver Normen erforderlich. Darum ist die Frage der Gewissensbildung besonders zu betonen.
8. Die Diskussion um *Humanae vitae* ist eine einmalige außerordentliche Chance zum tieferen Verständnis der Kirche, des Lehramtes, der Personwürde des Menschen, der Ehe und Familie, der Gewissensbildung und der Gewissensfreiheit, der Autorität und des Gehorsams in der Kirche, der Gemeinsamkeit der Hierarchie und Gläubigen in der Kirche von heute zum Heil der Christen und der Menschheit.
9. Die Liebe zur Kirche und das verantwortungsbewußte Leben in ihr muß als Grundmotiv und Garantie des Heiles sichtbar werden.

Diese kurze Darlegung sei beschlossen mit einem Wort des hl. Augustinus (in Joh. tract. 32,8): Wir empfangen den Hl. Geist und damit die Wahrheit, wenn wir die Kirche lieben. Ja, wir glauben, insoweit einer die Kirche Christi liebt, insoweit besitzt er den Hl. Geist.

Aus dem KOK

In Bonn brachte die Arbeit 1968/69 im Dezember einen Vortrag des Pater Priors Dr. R. Spilker, den Sie an anderer Stelle in diesem Heft finden. Darüber hinaus aber wurde zum Rücktritt des Abtes Dr. A. Heising ausgeführt:

- Die persönliche Entscheidung des ehemaligen Abtes Dr. Alkuin Heising muß respektiert werden. Alle, die ihn kennen, werden zustimmen, daß sicherlich ehrliches Wollen und eine feste Überzeugung ihn zu diesem Schritt veranlaßt haben.
- Der Konvent konnte sich jedoch mit den dargelegten Gründen, leider auch nicht mit der Art der Veröffentlichung, einverstanden erklären.
- Dank der vermittelnden und behutsamen Art des Abtpräses, der sofort aus Rom anreiste, ist es gelungen, Spannungen zu lösen und den tragischen Konflikt menschlich zu erleichtern.
- Über ein Angebot im Rahmen der Entwicklungshilfe hat Dr. A. Heising noch nicht entschieden.

Wir (KOK Bonn) sind hier der Meinung, daß man die Schwierigkeiten in der Bürokratie der Kirche nur dadurch überwinden kann, wenn man in seinem Amte alles tut, um schrittweise Abhilfe zu schaffen. So sehr wir, besonders da Dr. A. Heising im hiesigen Kreis kein Unbekannter war, die persönlichen Gründe achten, so halten wir doch diesen Schritt für falsch. (Vgl. Leitartikel.)

Im Wehrbereich I tut sich auch wieder etwas. Auf der Akademietagung in Nütschau, am 20. November 1968, wurde der Sprecher des Wehrbereiches neu gewählt. Vernünftigerweise wählte man zugleich einen Stellvertreter.

Zum Sprecher wurde gewählt

Fregattenkapitän Otto Behringer
Marine Flieger Kommando, 23 Kiel-Holtenuau, Fliegerhorst.
Privat: 23 Kiel-Wik, Bendixstraße 24.

Zum Stellvertreter wurde gewählt

Fregattenkapitän Kurt Hermann Poïda
Marinedivision Ostsee, 23 Kiel-Wik, Feldstraße 213.
Privat: 23 Altenholz-Stift (Post Kiel-Holtenuau), Königsberger Straße 42.

Den Gewählten unseren herzlichen Glückwunsch. Wir hoffen, bald mehr zu hören.

Der Bonner Ausschuß, das Vollzugsorgan des Königsteiner Kreises auf Bundesebene, verabschiedete aus gegebenem Anlaß nachfolgendes Rundschreiben:

Königsteiner Offizierkreis

Bonn, den 9. Januar 1969

Bonner Ausschuß

Liebe Freunde!

Vor wenigen Tagen erschien in verschiedenen Presseorganen eine Meldung, nach der eine Arbeitsgemeinschaft von Priestergruppen in der Bundesrepublik Deutschland und Österreich Fragebogen an mehr als 20 000 Priester verschickt und um Stellungnahme zur gesetzlichen Verbindung von Priesteramt und Ehelosigkeit aufgefordert habe. Leider war aus keiner dieser Meldungen ersichtlich, wer dafür verantwortlich zeichnete. Woher sich die Arbeitsgemeinschaft zu solchem Tun befugt sieht, wissen wir nicht. Klar ist aber, daß kein offizieller Auftrag jemals dazu bestanden hat oder noch besteht.

Unsere katholischen Priester haben sich aus freiem Willen, in freier Entscheidung aus Liebe zu Gott und seinem Volk vor ihrer Weihe u. a. dem Gesetz der Ehelosigkeit verschrieben. Ein Prinzip, welches seit Generationen entscheidend dazu beitrug, dem Menschen Gott und seine Liebe nahezubringen.

Wenn heute oftmals aus spektakulären Gründen das Prinzip der Ehelosigkeit vor allem von „Unberufenen“ bezweifelt, verworfen, herabgesetzt und als rückständig bezeichnet wird, ist es an der Zeit, daß wir Laien uns mit aller Deutlichkeit und Entschiedenheit – aus Verehrung und Dankbarkeit zu unseren Priestern – vor sie stellen.

Wir sind all den Priestern von Herzen verbunden, die konsequent und treu, durch Pflichtbewußtsein und ständige Sorge um den Menschen, ihrer Verantwortung und Berufung als Priester nachzukommen suchen.

Wir wissen um die menschlichen Nöte, denen unsere Priester in ihrem Priestertum ausgesetzt sind. Nöte, die sicher auch durch das Problem der Ehelosigkeit ausgelöst werden. Aus diesem Wissen kommt unsere Hochachtung all denen gegenüber, die schlicht und treu und ohne spektakuläres Aufheben ihren Dienst leisten, um Vollkommenheit ringen und uns so ein Beispiel verzichtender und aufopfernder Liebe geben.

Unsere Aufgabe muß es sein, diesen unseren Priestern mehr als bisher freundschaftliche Unterstützung und brüderliche Hilfe zukommen zu lassen. Sie müssen spüren, daß wir zu ihrem Opfer, zu ihrer Verpflichtung mit allen ihren Konsequenzen Ja sagen; Ja sagen auch zum Prinzip des Zölibates.

In diesem Sinne bitten wir alle Laien, die im Bereich unserer Soldatenseelsorge vereinigt sind, unsere Priester mit allen Kräften – vor allem aber durch unser Gebet – zu unterstützen und ihnen hierdurch zu danken.

Mit freundlichen Grüßen

Für den Bonner Ausschuß:

Helmut Fettweis
Major

Hans-Georg Marohl
Oberstleutnant

Wilhelm Lehmkämpfer
Oberstleutnant

Königstein 1969

Die neunte Königsteiner Woche der Besinnung 1969 findet vom 24 bis 28. März in Königstein statt. Sie wird in Form einer Arbeitstagung durchgeführt. Zwei Themenkreise werden in jeweils drei Gruppen aufgliedert. Es ist beabsichtigt, am Ende jeweils in Arbeitsunterlagen das Ergebnis der Überlegungen festzulegen. Die Themenkreise umfassen (nach der vorläufigen Formulierung):

Der Beitrag des Soldaten zum Frieden und
Laienarbeit im soldatischen Bereich.

Damit soll versucht werden, Ansätze für eine praktische Arbeit auf diesen Gebieten zu finden. Die vorbereitenden Arbeiten auf vergangenen Tagungen, in unseren Heften und vor allen Dingen in Essen, sollen eine konkrete Fortsetzung finden.

Die Auswahl der Teilnehmer wird so erfolgen, daß ein in etwa repräsentativer Querschnitt und eine gleichmäßige Streuung über das ganze Bundesgebiet gesichert sind.

Anregungen zu den Themen werden gerne entgegengenommen.

Einen Diskussionsbeitrag zur Gestaltung des Königsteiner Offizierkreises und damit einen vorbereitenden Beitrag zur Tagung in Königstein finden Sie nachstehend.

Lourdes 1969

Schon heute wird auf die Wallfahrt nach Lourdes hingewiesen. Sie findet vom 12. bis 18. Juni statt, kostet für Soldaten mit Zeltunterbringung ca. 185,- DM, für zivile Teilnehmer mit Hotelunterkunft ca. 250,- DM.

Es wird gebeten zu beachten, daß der Anmeldetermin bis zum 15. April 1969 eingehalten werden muß.

Beiträge zur Diskussion

Helmut Fettweis

Priestermangel – Zuviel Priester im profanen Bereich?

Gedanken zu Diskussionsbeiträgen auf dem 82. Deutschen Katholikentag und als Beitrag zur nächsten Woche der Besinnung in Königstein.

Priestermangel ist eine Erscheinung unserer Zeit. Es soll hier nicht überlegt werden, welche Ursachen dafür maßgebend sind, sondern es soll einfach von der Tatsache ausgegangen werden, daß für die heutige Bevölkerung zu wenig Priester bereitstehen. Grundsätzlich kann man nur dann Abhilfe schaffen, wenn mehr junge Menschen sich zu diesem Amt berufen fühlen. Um den Priesterberuf soziologisch anziehender zu machen, wird man sich einiges einfallen lassen müssen. Andererseits sollte man nicht traurig sein, daß manch einer, der vielleicht in der Vergangenheit nur die Pfründe, das Ansehen oder sonstige Äußerlichkeiten sah, heute abgehalten wird, diesen Beruf zu wählen. Als einer der Auswege aus dieser Schwierigkeit wird immer wieder lebhaft und lautstark die Auskämmung aller Winkel und „Verstecke“ nach falsch eingesetzten Priestern gefordert. Und tatsächlich gibt es Geistliche in Ämtern, Stellungen und mit Aufgaben betraut, die sie der Seelsorge entziehen; die Arbeit aber könnte ebensogut von Laien übernommen werden. Bei „ebensogut“ stockt mir die Feder. Ich könnte mir denken, daß mit der Verteilung von Geldern für bestimmte Missionsgebiete ein Geistlicher beauftragt wird, der Land und Leute seit Jahren aus eigener Anschauung kennt und weiß, worauf es dort ankommt. Dann gibt es viele Fälle, wo geistliche Herren sich in der Vergangenheit Kenntnisse auf Spezialgebieten angeeignet haben, die sie heute nutzbringend verwenden. Ein Laie würde hier eine lange Zeit der Einarbeitung benötigen.

Das sind zwar nur zwei willkürlich herausgegriffene Fälle, aber die Posten sind mir bekannt, die Inhaber auch und ich kenne in meinem weiten Bekanntenkreis keinen Laien, der diese Tätigkeit so gut ausführen könnte. (Was nicht besagt, daß es nicht doch irgendwo einen gibt.)

Ein weiterer Punkt ist die lange Vortätigkeit, die notwendig ist, um gewisse Posten auszufüllen. Wer von den Laien ist bereit, erst einmal fünf oder mehr Jahre nach Südamerika oder Afrika zu gehen, um dann vielleicht doch nicht entsprechend verwendet werden zu können, weil ganz andere Probleme inzwischen aufgetreten sind?

Doch angenommen, auch diese Schwierigkeit wird überbrückt, was geschieht dann mit diesen „herauszulösenden“ Geistlichen? Die meisten, vor allen Dingen die wirklich berufenen, haben ja immer eine nebenamtliche Betreuungsstelle gefunden, der eine im Krankenhaus, der andere in einem Kloster, ein dritter hält den Gottesdienst in einer Notkirche. Man könnte so für die älteren Herren noch die eine oder andere Pfarre finden. Aber

wären Pfarre und Pfarrer dann glücklich? (Und mancher junge Kaplan auch nicht!) Aber was verliert man? Man verliert einen Fachmann auf einem speziellen Gebiet des vorkirchlichen Raumes und im kirchlichen Raum eine zusätzliche Hilfskraft. Lohnt also dann die Herauslösung?

Dennoch müßte etwas geschehen. Das kann aber nicht in revolutionärer Weise gemacht werden, sondern behutsam, vernünftig und auf Jahre geplant.

Zunächst müßte einmal die Amtskirche eine Aufstellung machen, aus der hervorgeht, wieviel Geistliche unter 60 Jahren im weltlichen oder im vorwiegend profanen Bereich tätig sind. Darunter ist zu verstehen: Kirchliche Finanzverwaltung, allgemeine kirchliche Verwaltung, Kirchenbauverwaltung, spezielle Bereiche wie Vorsitzender oder Geschäftsführer von Stiftungen, Wohlfahrtseinrichtungen usw., Tätigkeiten in Presse, Rundfunk, Fernsehen und Film. Nach dieser „Bestandsaufnahme“ würde sich sicherlich zeigen, daß ein Teil der Vorwürfe unberechtigt ist, weil die tatsächlichen Zahlen wahrscheinlich geringer sind als die erwarteten. Ein weiterer Teil würde sich erledigen, weil die Herren zu alt sind. Bei einem gewissen Teil wird sich eine Berechtigung des Rufes nach Neuregelung jedoch anerkennen lassen.

Somit müßte nach dieser Übersicht zuerst einmal Laiennachwuchs für diejenigen gefunden werden, die die Altersgrenze bald erreichen. Dann aber müßten die Priester, die noch voll in der Seelsorge verwendbar sind, Zug um Zug durch ausgebildete und eingewiesene Laien ersetzt werden.

Eine solche Maßnahme ließe sich in sechs Monaten recherchieren, in sechs weiteren planen und dann in zwei bis drei Jahren durchführen.

Bedenken sollte man aber, daß es nicht ganz billig ist, wenn man Laien entsprechend verwendet. Denn man muß ihnen dem öffentlichen Dienst analoge Gehälter zahlen. Für weniger Geld bekäme man nur die weniger guten Kräfte oder hätte mit großer Fluktuation zu rechnen.

Außerdem kostet nun einmal ein verheirateter Familienvater mit Kindern mehr an Mitteln für Sozialversicherung, Kindergeld usw. als ein lediger Geistlicher. Noch einen weiteren Gesichtspunkt sollte man nicht unbeachtet lassen. Wird man den geistlichen Beruf nicht „unattraktiv“ machen, wenn man ihn einengt? Sehen wir heute nicht, daß in fast allen Berufen die Enge eingezogen ist? Wird nicht immer wieder darüber geklagt, daß man zu sehr spezialisiert ist? Wir müßten dem Beruf des Geistlichen Entfaltungsmöglichkeiten nehmen, wenn wir alle Spezialgebiete Laien geben würden. Wir würden gewissen Anlagen eines Priesters die Entwicklungsmöglichkeit nehmen, sei es auf dem Gebiete der Kunst, der Musik oder auch der Caritas. Legen wir nicht Initiative brach, wenn wir den erfolgreichen „Trommler“ für irgendeine Hilfe, z. B. den „Speckpater“, durch einen Laien abzulösen trachteten?

Alles Fragen, die zu bedenken sind. Jedoch keine ist so schwerwiegend, daß man nicht einmal untersuchen, die Führung transparent machen, und wenn notwendig mit dieser Reform beginnen sollte; dann aber heute und nicht erst morgen.

Der Königsteiner Offizierkreis – eine zeitgemäße Gemeinschaft?

Wunsch und Wirklichkeit

Beim Lesen im Werkheft 1965 der „Königsteiner Offizierbriefe“ stieß ich auf den Satz: „Der KOK muß von der Begeisterungsfähigkeit und dem unbekümmerten Einsatzwillen jüngerer Offiziere mitgetragen werden, oder er wird in absehbarer Zeit an Altersschwäche dahinsiechen“ (S. 17).

Im gleichen Absatz heißt es weiter: „Wort, Stimme und Einsatz der jungen Generation sollen in unseren Reihen voll zur Geltung kommen und das Gesicht unserer Gemeinschaft mitformen.“

Schon diese beiden Stellen machen deutlich, wie weit Wunsch und Wirklichkeit auseinanderklaffen. Formen „jüngere Offiziere“ das Gesicht des KOK mit? Sind es nicht vielmehr einige Stabsotfiziäre, die fast allein die Aktivität tragen? Kann man im Rahmen des KOK überhaupt von „Einsatz“ sprechen?

Ich denke es ist an der Zeit, nach einer Antwort auf diese Fragen zu suchen und dabei zugleich die Grundsätze zu überprüfen, nach denen der KOK angetreten ist. Meine Zeilen sind ein Versuch, die Grundlagen der „Königsteiner Ordnung 1963“ zur Diskussion zu stellen.

Die Grundsätze – noch brauchbar?

„Der Königsteiner Offizierkreis ist eine Gemeinschaft katholischer Offiziere.“ Ist diese Selbstbegrenzung unserer Gemeinschaft noch gerechtfertigt?

Ergibt sie sich aus den Grundsätzen des KOK, die fordern:

- Gebet, Opfer und Dienst für Gottes Reich unter allen Soldaten;
- Leben mit der Kirche, insbesondere in der Militärkirchengemeinde;
- Vertiefung des religiösen Lebens und Wissens;
- Pflege christlichen Familienlebens und tätige Nächstenliebe;
- Kameradschaft – auch außerhalb des Dienstes unter persönlichen Opfern – und Pflege der Geselligkeit in soldatischer Einfachheit;
- Gegenseitige Hilfe und gegenseitige Zurechtwelsung in brüderlicher Liebe;
- Selbstlose Bereitschaft zur Übernahme von Verantwortung und zur Mitverantwortung?

Ich bin der Meinung, daß diese Grundsätze keine Begrenzung der Mitgliedschaft auf die Dienstgradgruppe der Offiziere erfordern. Im Gegenteil: Unsere Feldwebel und Unteroffiziere brauchen den Halt in einer Gemeinschaft mindestens genauso notwendig wie wir. Kameradschaft und brüderliche Liebe fordern, daß wir die Unteroffiziere, die sich einer solchen Gemeinschaft anschließen wollen, nicht zurückweisen.

Wenn die Mitgliederzahlen das rechtfertigen, könnten sich z. B. unter der Dachbezeichnung „Königsteiner Kreis“ durchaus sowohl eine Offiziers- als auch eine Unteroffiziersgemeinschaft bilden, die eng zusammenarbeiten. Ich sehe in der gegenwärtigen Situation für unsere katholischen Feldwebel und Unteroffiziere keine Möglichkeit, aktiv zu werden und einen ähnlichen Beitrag zu leisten, wie es uns der KOK ermöglicht. Müssen wir uns für unsere Unteroffiziere nicht stärker als bisher verantwortlich fühlen? Wir könnten ihnen, wenn sie unseren Vorschlag aufgreifen, Starthilfe geben und in allen wichtigen Fragen und bei vielen Veranstaltungen zusammenarbeiten. Eine gewisse Stärkung des organisatorischen Rahmens durch einen Kern von Stabs- und Hauptfeldwebeln, die ja nicht so oft wie die Offiziere versetzt werden, würde außerdem den Bedürfnissen entsprechen, die mit einer Ausweitung des KOK verbunden wären. An wievielen Standorten der Bundeswehr gibt es denn heute „feste“ KOK-Gruppen? Nach Versetzungen habe ich jedenfalls selten Arbeitsgemeinschaften gefunden, die wirklich zu einer kontinuierlichen Arbeit in der Lage waren. Sie fehlten bezeichnenderweise häufig dort, wo kein Standortpfarrer am Ort war – wo sie also besonders wichtig sind! Der KOK lebte oft nur vom Zufall oder durch die Initiative derjenigen, die ihn schon seit der Gründung trugen. Seine Basis hat sich in den letzten Jahren nur unwesentlich verbreitert.

Ich bin mir der Problematik dieses Schrittes bewußt und weiß, daß es viele Gegenargumente gibt. Wenn aber Offiziere, Unteroffiziere und Beamte sich unter der Bezeichnung „Königsteiner Kreis“ in einer Dachorganisation zusammenfinden und gemeinsam nach außen auftreten würden, dann hätte ihre Stimme größeres Gewicht.

Der „Königsteiner Kreis“ sollte allerdings eine Gemeinschaft katholischer Soldaten bleiben. Leben mit der Kirche und Vertiefung des religiösen Lebens und Wissens müssen Kernpunkte unserer Grundsätze bleiben. Aus ihnen ergibt sich die Notwendigkeit, den katholischen Charakter des „Königsteiner Kreises“ zu erhalten.

Die bisherige Praxis hat erwiesen, daß damit keine Abkapselung gegenüber unseren protestantischen Brüdern verbunden sein muß. Gemeinsame Veranstaltungen mit anderen Gruppen sollen auch in Zukunft erkennen lassen, daß der Königsteiner Kreis allen ökumenischen Bestrebungen aufgeschlossen gegenübersteht. Es gilt aber auch 1969 die Formulierung aus „Wege und Ziele des Königsteiner Offizierkreises“ (Werkheft 1965, Seite 13): „Noch müssen wir, katholische und evangelische Christen, auf getrennten Wegen marschieren, allerdings in dem festen Willen, das Ziel der una sancta ecclesia nicht aus den Augen zu verlieren. Im gegenwärtigen Zeitpunkt kommt es darauf an, daß wir bei allen geeigneten Möglichkeiten vertrauensvoll, vorurteilsfrei und im Geiste der Brüderlichkeit zusammenstehen und zusammenarbeiten.“

Die Arbeit – effektiv?

Bei einer Beurteilung der Arbeit des KOK werden die Meinungen weit auseinandergehen. Ich bin der Ansicht, daß sie nicht immer effektiv genug war. Was aber kann man billigerweise von einer so losen und kleinen Gemeinschaft verlangen?

Zunächst sollte sich der Königsteiner Kreis in Zukunft stärker selbst tragen. In praxi nimmt er die großzügig gewährte Hilfe der Militärseelsorge oft so stark in Anspruch, daß der Ansporn zu eigener Aktivität, zur Opferbereitschaft und zum Engagement verlorenzugehen droht. Der KOK hat es manchmal zu bequem.

Die eigentliche Arbeit wird von einer weitgehend gleichbleibenden Schicht Offiziere mit einem beinahe übermäßigen Einsatz getragen; die Resonanz ist dennoch vergleichsweise gering. Der KOK hat sicherlich auch deshalb nur ein verhältnismäßig geringes Echo (vor allem bei jüngeren Offizieren), weil er so wenig konkrete Möglichkeiten bietet, sich sinnvoll zu engagieren.

Kann man das in Zukunft ändern?

Ich will versuchen einige Beispiele aufzuzeigen.

1. Die Teilnahme an Veranstaltungen des KOK sollte ein anderes Gesicht bekommen. Es genügt nicht, nur Vorträge von Fachleuten über sich ergehen zu lassen. Es muß durch kontinuierliche Arbeit dazu kommen, daß sich in Referaten, Korreferaten und Diskussionen, die stärker von den Mitgliedern des KOK getragen werden, Meinungen bilden, die auch in Resolutionen geäußert werden sollten. Dafür bieten sich vor allem Gelegenheiten wie die Königsteiner Woche an; allerdings muß die Vorbereitung, wenn in Zukunft alle Ebenen beteiligt werden sollen, rechtzeitig und planvoll einsetzen. Nur so können die Sprecher zu Entscheidungen legitimiert werden. Es ist in einer demokratischen und pluralistischen Gesellschaft auch für katholische Soldaten erforderlich, daß sie sich an der Meinungsbildung in allen Bereichen des öffentlichen Lebens beteiligen und so eine wichtige Funktion in unserer Gesellschaft wahrnehmen. Das mag zunächst ungewohnt klingen; unsere Verantwortung geht jedoch über den Bereich unserer kleinen Gemeinschaft hinaus. Wir haben als Laien – hier speziell als katholische Soldaten – z. B. die Aufgabe, deutlich zu machen, warum unserer Meinung nach ein Christ guten Gewissens Soldat sein kann (oder als katholische Soldaten – z. B. die Aufgabe, deutlich zu machen, warum unserer Meinung nach ein Christ guten Gewissens Soldat sein muß). Die Verzerrung vieler Probleme durch einseitige Darstellung in der Öffentlichkeit ist ein Ruf, unsere Aufgaben auf diesem Gebiet wahrzunehmen. Wir haben diese Mission bisher vor allem nach innen erfüllt (Königsteiner Offizierbriefe usw. –) aber genügt das? Unser Militärbischof Dr. Franz Hengsbach schreibt im Werkheft 1965 (Seite 25): „Innerhalb der pluralen Gesellschaft sind die zum Dialog fähigen und gewillten Gruppen das bedeutsame Bindeglied überall dort, wo in gemeinsamer Anstrengung große Leistungen zu vollbringen sind. Denn die plurale Gesellschaft lebt nicht davon, daß die einzelnen Gruppen und die einzelnen Menschen ihre geistige Position verschweigen.“ Doch nehmen wir an diesem großen Dialog nicht in dem Maße teil, wie das eigentlich notwendig wäre.

In einem Brief des Wehrbereichs II (Heft 31, S. 36) heißt es z. B.: „Aus den Erfahrungen von Essen über die teilweise unzureichende Information im katholischen Raum über die Bundeswehr wurde abschließend die Folgerung gezogen, die Offizierarbeit in den Militärkirchengemeinden

weiter zu beleben und die Kontakte in dem allgemeinen kirchlichen Raum bei jeder sich bietenden Gelegenheit zu verstärken.“

Für die katholischen Soldaten werden wir allerdings nur dann sprechen dürfen, wenn sich eine größere Anzahl als bisher uns verbunden fühlt und sich zu entsprechenden Willensäußerungen durchringt. Dabei sollten wir uns nicht länger scheuen, eine „Mitgliedschaft“ (über die Form wird zu diskutieren sein) einzuführen, damit wir wissen, für wen wir eigentlich sprechen. Ohne formale Legitimation werden wir oft nicht ernst genommen.

2. Die Mitglieder des KOK sollten das Gesicht ihres Organs, der „Königsteiner Offizierbriefe“, stärker prägen. Die Feststellung der Königsteiner Ordnung 1963, daß die Offizierbriefe „die Arbeitsgruppen miteinander verbinden und Hinweise für die Arbeit geben“, trifft sicher nur in geringem Maße zu. Vielleicht könnten die Wehrbereiche im Wechsel wenigstens einen Teil des Heftes gestalten. (Zwischenfrage: Warum bekommen wir diese Hefte eigentlich ganz kostenlos? Wäre zumindest eine Kostenbeteiligung nicht zumutbar?)

3. Es müßten Wege gefunden werden, die dem Königsteiner Kreis ein Engagement in der tätigen Nächstenliebe ermöglichen. Ich bin der Meinung, daß sich innerhalb der Bundeswehr und in enger Zusammenarbeit mit unseren Militärpfarrern sehr viele Gelegenheiten finden ließen.

(Einige Beispiele: Mitarbeit in Pfarrausschüssen, Organisation von Nikolausfeiern für Kinder, Betreuung von Familien verstorbener, erkrankter oder länger abwesender Kameraden, Herstellen und Halten von Kontakten zu zivilen Kirchengemeinden dort, wo eine Betreuung der Familien durch den Militärpfarrer praktisch nicht möglich ist, usw.)

Zusammenfassung:

Meine Vorschläge möchte ich abschließend kurz zusammenfassen:

- Der Königsteiner Offizierkreis soll in Zukunft als „Königsteiner Kreis“ allen katholischen Offizieren und Unteroffizieren offenstehen. Dabei könnten sich unter dieser Dachbezeichnung eine Offizier- und eine Unteroffiziergemeinschaft bilden. Die Frage der Mitgliedschaft wäre zu untersuchen.
- Die Mitglieder müßten sich stärker als bisher für Ihre Gemeinschaft verantwortlich fühlen und dies in intensiver Mitarbeit, Bereitschaft zu (auch finanziellen) Opfern und tätiger Nächstenliebe zum Ausdruck bringen.
- Jüngers Soldaten müssen gezielt und mit Phantasie angesprochen werden.

In einer größeren und durch gemeinsame Aktivität eng verbundenen Gemeinschaft läßt sich der in der Königsteiner Ordnung 1963 geforderte Beitrag zur verantwortlichen Lebensführung sowie Selbstbesinnung auf Beruf und Auftrag des Soldaten aus der Sicht katholischen Glaubens besser leisten. Der Königsteiner Kreis muß aus seiner – zum Teil selbstverschuldeten – Isolierung heraus; In ihm sollte die Unruhe, die in der Kirche so erfreulich spürbar ist, nicht nur deutlich werden, sondern zu aktivem Tun führen.

Ein Kreis, der sich für Außenstehende nur als verlängerter Arm der Militärseelsorge und nicht als ihr Partner darstellt, ist wenig anziehend. Wenn KOK und Militärkirchengemeinde dasselbe wären, dann wäre unsere Gemeinschaft überflüssig.

Ich meine, daß die Antwort auf die von mir gestellten Fragen lauten könnte: Die Königsteiner Ordnung 1963 ist eine tragfähige Grundlage, auf der eine Weiterentwicklung unserer Gemeinschaft in der vorgeschlagenen Richtung möglich erscheint. Wir sollten allerdings möglichst bald Initiative ergreifen — die Königsteiner Woche 1969 wäre eine gute Gelegenheit dazu.

Unsere Mitarbeit!

Ohne die lebendige Mitarbeit vieler aus unserem Kreis, läuft der Königsteiner Offizierkreis Gefahr, Domäne einiger „G'schaftlhuber“ zu werden und damit Anziehung- und Ausstrahlungskraft zu verlieren. Unsere Hefte werden dann eintöniger, und was heute noch Interesse weckt, ruft bald nur noch gelangweiltes Gähnen hervor. Außerdem kann es geschehen, daß sich Mißverständnisse breitmachen. So ist es vorstellbar, daß einer sagt, was soll das Gerede vom Frieden. Man weiß doch, daß Frieden auf dieser Erde nicht möglich ist, infolgedessen muß man ... dann macht die Logik einen Sprung und fährt fort ... Soldat sein. Ist Frieden aber wirklich nicht möglich? Wir haben Beispiele von Zeiten und Ländern, die eine glückliche, lange Friedenszeit erlebten. Ist der Soldat denn nur zum Kriegführen da? Wofür hat der Soldat bisher gekämpft? Für den Sieg oder für den Frieden? Letztlich wollte er doch siegen, um seinem Volk, Land, seiner Heimat, den Frieden wieder zu ermöglichen. Mithin ist also Frieden das größere Ziel, dem sich alles unterzuordnen hat. Wir glauben auch, daß Frieden, so wie wir ihn sehen — und vielleicht in Königstein zu definieren versuchen wollen — der höhere ethische Begriff und damit das Gut ist, das den Schutz durch den Staat rechtfertigt.

Wie aber kann dieser Schutz, wie muß er heute aussehen?

Darüber machen wir uns seit langer Zeit Gedanken. Da nach Königstein nur ein relativ kleiner Kreis unserer Leser und der Mitarbeiter im Laienstande eingeladen werden kann, wird gebeten, möglichst umgehend eigene Gedanken zur Diskussion in knapper Form zu Papier zu bringen und bis zum 15. März 1969 an: Königsteiner Offizierbriefe, Katholisches Militärbischofsamt, 53 Bonn, Adenauerallee 117 a, zu senden. Beiträge, die mit diesem Datum eingehen, können bei der Arbeit in Königstein mitverwertet werden. (Besonders interessante Ausführungen werden zu einem späteren Zeitpunkt veröffentlicht und honoriert.)

Nun noch eine andere Anregung zur Mitarbeit. Überall in unserem Land, besonders aber in den Militärkirchengemeinden, sind neue Gotteshäuser entstanden. In diesem und den nächsten Heften werden einige Fotos von modernen Kirchen veröffentlicht. Leider ist es mir nicht möglich — arbeitsmäßig und finanziell — einen regelrechten Wettbewerb auszusprechen, aber vielleicht regt nachfolgender Vorschlag zum Schreiben an:

Unter dem Thema: „Meine moderne Kirche“ sollen Sie Gedanken zu modernen Kirchenbauten, die Sie besonders gut gelungen fanden, äußern. Dabei kann ruhig das Thema frei gestaltet werden. Es können auch Forderungen an den modernen Sakralbau mit Gedanken einer sparsamen Bauausführung verbunden werden. (Z. B.: Soll man Türme ein-

sparen? Glocken und Orgeln durch elektronische Instrumente ersetzen? usw.)

Nicht zu kurz kommen sollten auch Gedanken um die äußere und innere Gestaltung und die verschiedenen Zwecke. (Z. B.: Soll eine Kirche auch dem einzelnen Beter in einer stillen Stunde eine Ecke der Andacht bieten, kann sie auch Versammlungsraum sein? usw.) Die besten Arbeiten sollen im Laufe des Jahres veröffentlicht werden und eine Grundlage zu späteren Diskussionen bieten (veröffentlichte Einsendungen werden honoriert, Bildeinsendungen bei Veröffentlichung ebenfalls).

Ich glaube, eine rege Mitarbeit wäre in unser aller Interesse!

H. F.

Sehen verwandelt die Welt

Das „Sehen ist eine Macht, die die Welt zu verändern vermag. Wenn heute viele Dinge dieser Welt nicht in einer Ordnung stehen, dann liegt es daran, daß sie vorher falsch gesehen worden sind oder noch so gesehen werden, wie sie sind, nicht aber wie sie sein sollen.

Wie wir sehen, so wird die Welt, danach erhalten die Dinge ihren Platz. Wie wir sehen, so möchten wir handeln.

Licht ist aber notwendig, um zu sehen und sehend zu werden. Ohne das „Licht der Welt“ liegt alles in Dunkelheit.

Das „Licht der Welt“ macht die Dinge eigenartig durchscheinend, setzt Akzente, macht selbst sehend, erleuchtet von innen her. In diesem Licht wird das Sehen zu einem neuen Beginnen. Es strebt nach Veränderung, Verwandlung, Erneuerung, nach Ordnung.

Aus der Ordnung erfüllt sich die Vollendung.

Betrachten wir Sehen und Vollenden statisch, verhüllt sich uns der Zusammenhang. Erst in der Bewegung vom Sehen zum Vollenden eröffnet sich dem Blick die geheimnisvolle Kraft, die die Welt zu verändern vermag.

Indessen klafft ein Abgrund zwischen Sehen und Vollenden, zwischen der Absicht und der Verwirklichung einer christlichen Welt.

Wer die Dinge im „Licht der Welt“ sieht, kommt in einige Verlegenheit, wenn er das, was er erkennt, vollziehen soll. Die Dinge scheinen nunmehr in diesem Licht von einer Schwerkraft getroffen, die jedes Tun lähmt.

Das Erkennen ist beglückend, das Vollziehen erscheint bitter. Der Abgrund zwischen sehen und vollenden erscheint unüberbrückbar. Hier wird das Wort verständlich: „Nimm das Buch, verzehre es. In deinem Munde wird es süß sein wie Honig, deinen Magen aber wird es bitter machen.“ (Offbg, 10,9)

Köstlich ist der Ausblick auf die Horizonte christlicher Lebensgestaltung, bitter, scheinbar Verstand und Gefühl vergewaltigend, ist die Verwirklichung.

Die Bewegung kommt von selbst in Gang. Der trennende Graben verliert seine Tiefe, die Schranken, die in uns selbst liegen, verlieren ihre hemmende Wirkung. Ein einziger Impuls der Liebe bewirkt das, was unmöglich erscheint. Sie ist höchste Aktivität in der Ruhe und rastlose Tätigkeit ruht noch in tiefer Geborgenheit.

Liebe ist die Kraft, die das „Unmögliche“ ermöglicht, ist die Bewegung, die vom Sehen zum Vollenden führt.

Das „Licht der Welt“ ist die Liebe. Sie vermittelt ein „Erkennen, wie auch ich erkannt bin.“ (1. Kor 13,12) Sie ist die „höchste Vollendung dessen, der alles in allem vollendet.“ (1. Eph 1,23)

Sehen ist nicht passives Aufnehmen der Ausstrahlungen, die von den Dingen ausgehen, Sehen ist schöpferische Leistung, Bewußtwerden einer Bewegung vom Sehenden zu den Dingen.

Zwei **entgegengesetzte** Bewegungen werden beim Sehen in Gang gesetzt: eine Aufforderung, sich der Dinge anzunehmen und eine Antwort auf diese Aufforderung. Wie diese Antwort ausfällt, liegt an dem, der die Dinge sieht. „Das Harren der Schöpfung ist ein Harren auf die Offenbarung der Kinder Gottes“. (Rö 8,19)

Mit **jedem** Blick auf die Dinge dieser Welt kann so die Verwirklichung einer **Ordnung** beginnen, deren höchste Ausbildung die Vollendung und **Verwandlung der Welt** ist.

Die **Verwandlung der Welt** vollzieht sich in einer immerwährenden **Bewegung der Zunelgung, des Herabsteigens, des Sich-Entledigens, der Selbstaufopferung, des Zurücktretens**, in schöpferischer Formkraft, in der **Begegnung, im stündlichen Neubeginn**, um die Welt aus ihrer äußersten **materiellen Gefährdung** herauszuheben zu einer **Zusammenschau, die vollenden will**.

Es ist **faszinierend** zu wissen, daß es im Christsein an keinem Punkte des **Lebens** weder Grund noch Anlaß gibt, wehmütig zurückzuschauen. Jeder Augenblick ermöglicht Teilhabe am ganzen Geheimnis dessen, **der die Welt erschaffen** und **erlöst** hat, bedeutet Erneuerung, hält Ursache und Ziel der **Vollendung** bereit.

Es ist **ebenso** faszinierend zu wissen, daß dieser Ausblick sich allen Menschen dieser Welt zu eröffnen vermag, die **guten Willens** sind.

Wer **anfängt**, die Welt im Lichte Christi zu sehen, der will sie auch so, wie **Der**, der von sich sagt: „Siehe, ich mache alles neu, ich bin das Alpha und das Omega, der Anfang und das Ende“. (Offbg 21,6)

Wer die Welt so sieht, wie sie sein soll und wer sie mit **verwandeln** will, vermag es nur, wenn „**der Schöpfer** wirkend anwesend ist in seinem **Geschöpf**“. (Thomas von Aquin)

Diese **Ansichtigkeit der Welt** fordert den ganzen Menschen heraus. Jede **einseitige Verabsolutierung** bewirkt ein falsches Sehen, diese **Ansichtigkeit** verlangt ein Sehen in dem „**wahren Licht, das jeden Menschen erleuchtet**“. (Jo 1,9)

Wo die Verkündigung ständig an das Gefühl gebunden wird, versandet das **christliche Leben** in eine romantische Träumerei, wo das „**Herz**“ in der Verkündigung und Verwirklichung des Alltags **schweigt**, verliert **christliches Dasein** seine Dynamik und Lebenswärme, wird die Verkündigung **unzugänglich**, weil die Barmherzigkeit des Bildes fehlt, um das Geheimnis des Schöpfers und seiner wunderbaren Welt überhaupt fassen zu können. **Wer sehend ist**, „**muß Zeugnis** geben, von dem Licht“.

Ohne **bewußtes Annehmen** der christlichen Botschaft, ohne **bewußt vollzogenes Hineinnehmen** des Lichtes in das eigene Leben, ist weder **Zeugnis** noch die **christliche Entlossenheit** und **Entscheidung** möglich, die **das Wesen des Christseins** ausmacht.

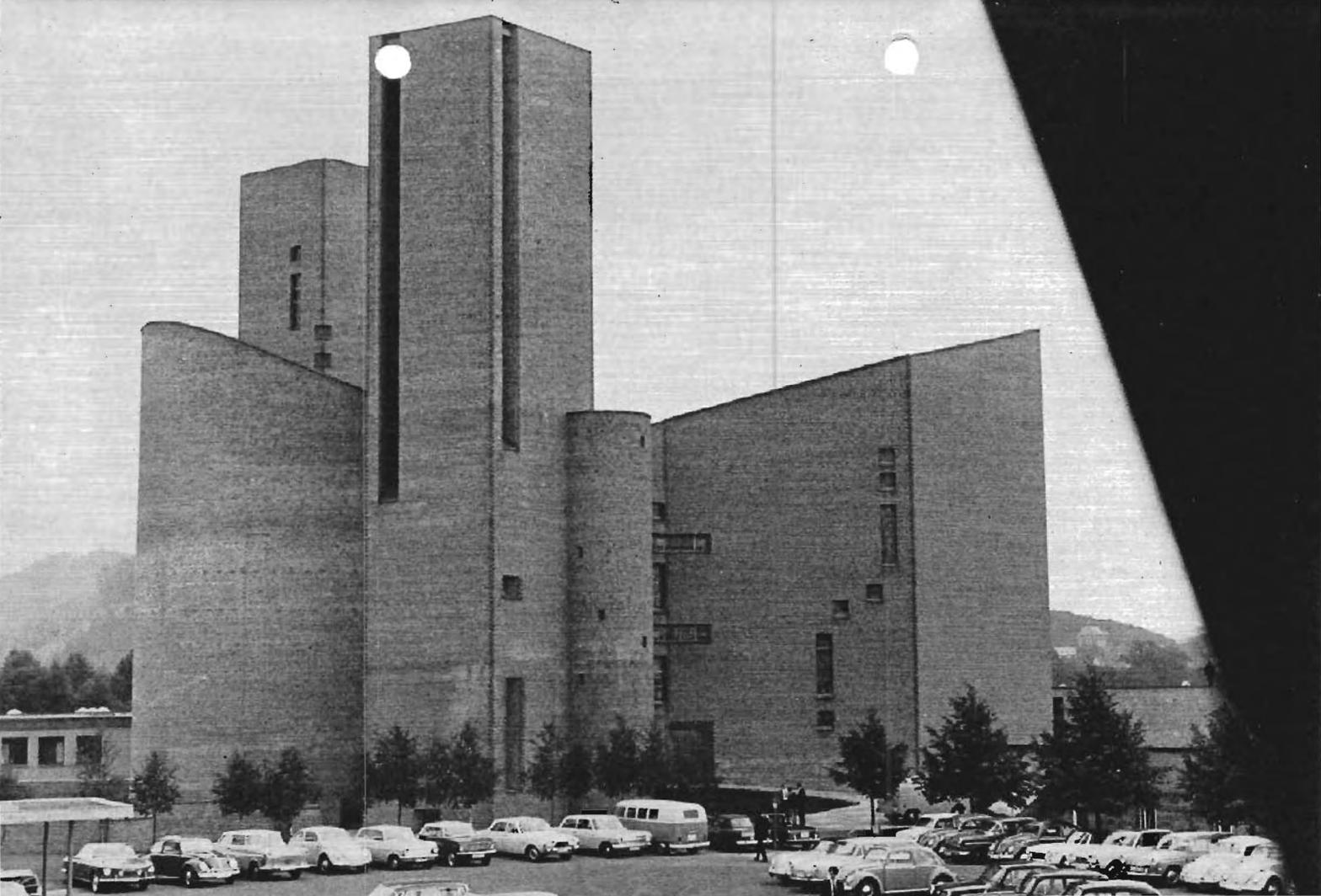
Das **Licht der Welt** will, daß wir die Welt so sehen, wie sie in **Ordnung** ist. Hierzu wird uns alles gegeben. Paulus sagt: „**Keiner** erkennt das **Wesen Gottes** als nur der **Geist Gottes**. Wir aber haben nicht den **Geist der Welt** empfangen, sondern den **Geist, der aus Gott** ist, damit auch wir **erkennen, was uns Gott geschenkt hat**“. (1. Kor 2,11)

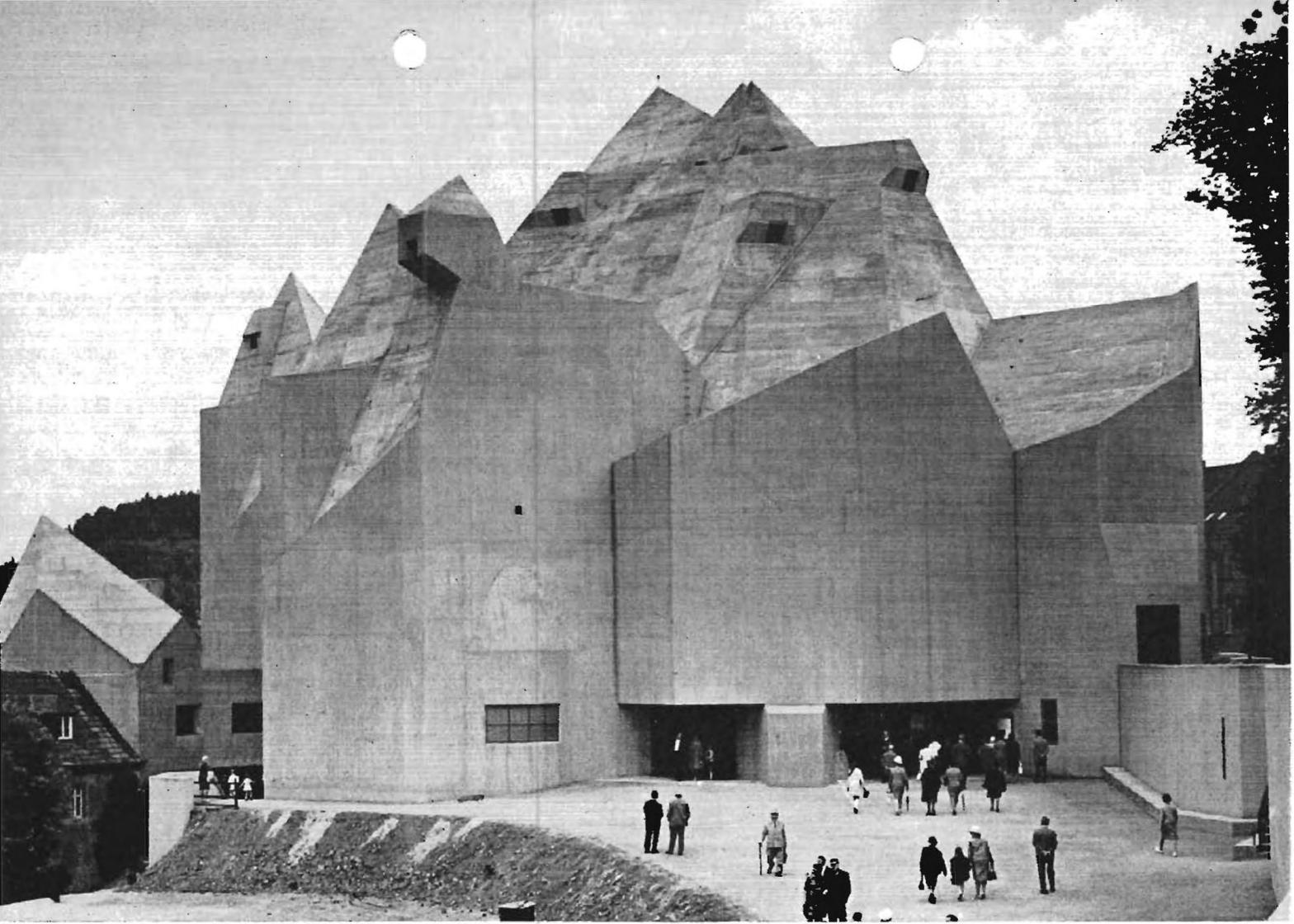
Die Welt ist uns geschenkt und in ihr das Geheimnis der Menschwerdung Gottes in dieser Welt. Wenn wir beides sehen und zu einer Einheit zu führen vermögen, wird die Welt sich unter unseren Händen verwandelt.

Es scheint wichtig, dabei zu wissen, daß alle Hindernisse, die sich hier auftun, von uns selbst ausgehen, niemals von den andern.

Die selbstverhaftete Eigenliebe ist tödlich für eine Gesundung der Welt. Versuchen wir nur ein einziges mal die „dort hinzustellen, wo sie hingehört, unter unsere Schuhe“ (Theresia von Lisieux), dann werden wir ermessen, daß die wahrhaft christliche Tat nur durch die Liebe ermöglicht wird. „Gott aber ist die Liebe.“ (1. Jo 4,16)

Christliches Sehen ist Voraussetzung für die befreiende Tat, denn „zur Freiheit sind wir geboren.“





In eigener Sache!

Liebe Freunde, liebe Leser!

Zum Weihnachtsfest und zum neuen Jahr haben mich sovieler Glücke- und Segenswünsche erreicht, daß ich einfach nicht in der Lage bin, allen zu danken und zu antworten. Verzeihen Sie mir, wenn ich daher an dieser Stelle herzlich danke und Ihnen Gottes Segen für Sie persönlich, Ihre Familie und Ihr Tun wünsche.

Die vielfachen Anregungen, die diese Briefe größtenteils enthielten, habe ich vermerkt und werde sie, soweit möglich, bei der weiteren Arbeit verwenden.

Besonders gefreut hat mich, daß unsere Königsteiner Offizierbriefe, nach den Zuschriften zu urteilen, tatsächlich das sind, was sie sein sollen

- Material für Diskussionen*
- Grundlage zur Weiterbildung*
- Information für den mündigen Laien*
- und Mittel der Verbindung des KOK untereinander.*

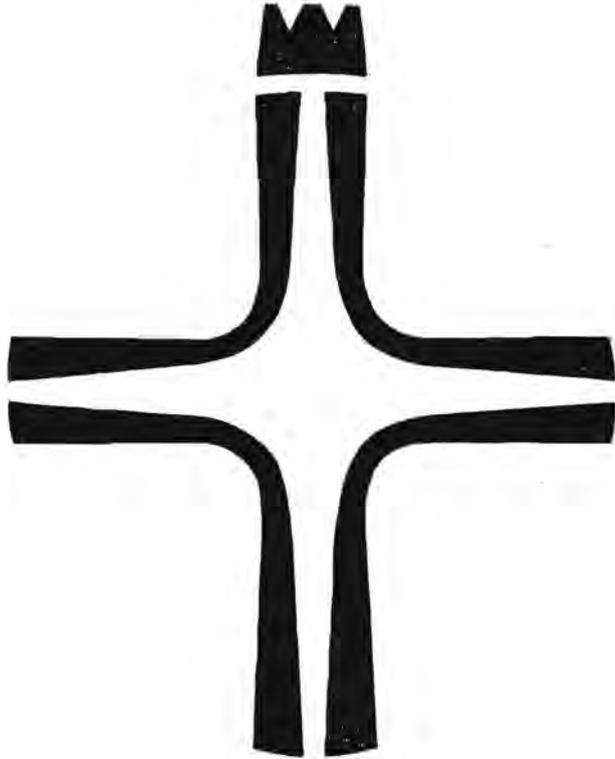
So darf ich bitten, daß Sie im neuen Jahr der Redaktion wieder helfen durch Kritik, Anregungen und Zuspruch, vielleicht aber vermehrt durch eigene Diskussionsbeiträge.

Deshalb noch einmal allen Freunden — ob aus Spanien, Italien, Österreich oder aus Deutschland —

herzlichen Dank

Ihr

Helmut Fettweis



Herausgeber: Königsteiner Offizierkreis in Zusammenarbeit mit dem Katholischen Militärbischofsamt.

Redaktion: Helmut Feltweis (Major)

Zuschriften: Helmut Feltweis, über Katholisches Militärbischofsamt, Bonn, Adenauerallee 117 a.

Druck und graphische Gestaltung: Buch- und Verlagsdruckerei Ludwig Leopold, Bonn, Friedrichstraße 1.

Bilder: 1 Archiv, 1 Schmied, 2 dpa